

Oberösterreichische Heimatblätter

Herausgegeben vom Landesinstitut für Volksbildung und Heimatpflege in Oberösterreich;
Leiter: W. Hofrat Dr. Aldemar Schiffkorn.

30. Jahrgang (1976)

Heft 3/4

INHALT

Otfried Kastner: Die Herkunft der Baiern und der Tassilokelch	123
Wilhelm Jerger: Der Brucknerschüler Hermann Pius Vergeiner (1859–1900). Ein Beitrag zur Musikgeschichte Oberösterreichs im 19. Jahrhundert	145
Otto Kampmüller: Oberösterreichische Wiegenlieder . .	173
Willibald Katzinger: Die Taufbücher der Pfarre Altenfelden aus den Jahren 1597 und 1626	191
Walter Aspernig: Zum Alter des Welser Ledererturmes . .	195
Konrad Eberhard (1857–1940), der Komponist eines Wolfgang-Liedes (Rudolf Zinnhobler)	198
Die „Bruderladen“ des Hausruck-Kohlenreviers (Alois Grausgruber)	199
Teufelssagen vom Pfenningberg (Alois Topitz)	200
Schrifttum	203

Die Herkunft der Baiern und der Tassilokelch

Von Otfried Kastner

Mit 3 Abbildungen, 1 Textbild und 1 Kartenskizze

„... Die Baiern haben keinen Geschichtsschreiber gefunden, der ihre Taten aufgezeichnet hätte... Völlig unbemerkt vollzog sich der Eintritt der Baiern in die Geschichte.“

(K. Reindel, Bayern im Mittelalter, S. 9)

VORWORT

Seit mehr als hundert Jahren beschäftigt man sich mit der Erforschung des Tassilokelches, als abgeschlossen kann sie noch nicht gelten. Ebenso bildet die Herkunft der Altbaiern eine Reihe von Fragen, über die man sich noch nicht geeinigt hat. Dies läßt unser besonderes Interesse verstehen.

Soweit sich die Forschung überblicken läßt, sind die beiden Themen noch nie gemeinsam aufgegriffen und in ihrer Abhängigkeit gesehen worden. Die Aufschlüsselung des Ornamentenschatzes des Tassilokelches ist so kompliziert wie die Herkunft des bairischen Volkes selbst. Sucht man die Stilelemente des Kelches festzulegen, so muß es scheinen, als würde der Weg, den die Baiern nahmen, auch an diesem Kelch ablesbar. Zweifellos hat auch der Künstler, der ihn schuf, Anregungen aus der Nachbarschaft gewonnen.

Aus der Zerteilung des Titels wird die Größe der Problemstellung wie auch die Schwierigkeit ihrer Bearbeitung ersichtlich. Wie über die Herkunft der Baiern gibt es auch über den Kelch geteilte Meinungen, wobei die Frage nach dem Ort seiner Entstehung nicht die wichtigste ist, sondern vielmehr die Aufschlüsselung der einzelnen Motive und deren Herkunft.

Bisher hat man den Kelch fast ohne Seitenblick auf die Kunst der Nachbarn besprochen und so — wie es scheinen muß — der seit langem erkannten englischen Komponente über Gebühr Gewicht zugemessen. Es wird in dem vorliegenden Versuch einer neuen Dokumentation über den Tassilokelch schon mit der Herkunft der Baiern selbst die Behandlung des Kelches in der Richtung unterbaut, wie man auch aus der Betrachtung des Kelches auf das Werden der Baiern Rückschlüsse ziehen und neue Gesichtspunkte erschließen kann.

Wir stellen die uns wichtigsten Theorien über die Herkunft der Baiern vor, und reden damit auch der Osttheorie ein Wort. Die Markomannentheorie scheint bestehend einfach, für die Völkerwanderungszeit zu einfach, ist es jedoch im

Grunde nicht. Im Laufe der Jahre ist man auch sichtbar von ihr abgerückt. Mit der Auswertung der Ornamente des Kelches wird unser Blick nach Osten gewendet. Die großartige Insel Gotland soll dabei nicht vergessen sein und damit auch nicht die ursprüngliche nordgermanische Komponente. Daß der Balkan schon sehr früh in seiner Bevölkerungsstruktur sehr kompliziert war, macht uns die beigegebene Karte mehr als deutlich. Sie erwuchs völlig unabhängig von meiner Arbeit aus einer Forschung über die Skythen. Für ihre Überlassung möchte ich an dieser Stelle Herrn Dr. Max Feichtner sehr danken.

EINLEITUNG

Mit großer Erwartung hat man der Behandlung der Bajuwaren im Reallexikon der germanischen Altertumskunde (Bd. I, 5. Lieferung) entgegen gesehen. Mehrere Gelehrte haben sich auf 26 Seiten zu verschiedenen Themen ausgesprochen. Unter Literatur, Historik, Politik, religiöse Vorstellungen, Archäologie, Siedlungswesen, Tracht usw. bleibt — wie auch anders — die Frage nach der „Stammabildung der Baiern während der Wanderung“ das eigentliche Hauptproblem. Hier konnte man von sprachwissenschaftlicher, historischer und archäologischer Seite noch zu keiner gemeinsamen Auffassung kommen. Nach wie vor stehen sich Einwanderung aus Böhmen — nun schon mit Aufgabe der Markomannentheorie, jetzt spricht man von Elbsueben — und Sitze außerhalb Böhmens gegenüber.

H. Roth (1) spricht von mehr als zehn Theorien, man kommt jedoch, ohne alle Meinungen aufzugreifen, auf etwa vierzig Forscher, die zu dem Thema Stellung nehmen. Mit aller Vorsicht spricht man nun doch auch davon, daß sich im Osten ein neuer Stamm zusammengeschlossen habe, der endlich zu einem Volk zusammengeschmolzen sei. Er sei aus kleinen Gruppen verschiedener Stämme des Ostens — auf das „Masurenische Element“ wird wiederholt hingewiesen! — entstanden. Man spricht auch schon von einem östlichen Merowinger-Reihengräberkreis, der sich besonders in Mähren, Niederösterreich und Pannonien in der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts entwickelt habe. Für das heutige Österreich sei eine Siedlungskontinuität „von der bairischen Genese bis zur römischen Zeit“ erwiesen,

ja man habe besonders Oberösterreich geradezu als einen „Schmelztiegel“ anzusehen. Jedenfalls liegt eine friedliche Besetzung vor. Vergleicht man die alten Baierntheorien, so kann man bereits eine stärkere Blickwendung nach Osten nicht übersehen.

In meiner gewonnenen Übersicht werden die Baiern im Laufe der Forschungen sechsmal mit den Markomannen, dreimal mit den Langobarden identifiziert, selbst der Begriff „Zwillingvolk“ taucht auf. Kaum ein germanisches Volk in Europa wurde mit den Baiern nicht verbunden. Immer wieder werden die Beweisführungen mit Ausdauer und Fleiß zu stützen versucht. Freilich haben auch neue Funde die Ausgangsbasis verlagert. So galt Oberösterreich Jahrzehnte lang als fundleer. Die seltenen Einzelfunde wurden jedoch in den letzten Jahrzehnten in ausgedehnten Reihengräbern durch Hunderte von Skeletten ergänzt. Die Slowakei wird hier zweifellos nachfolgen, wenn sie es zeitlich vermag. In der Bedeutung als germanischer Siedlungsboden kann sie jedoch ohne Zweifel nicht übersehen werden. Rumänien zeigt in seinem Bukarester Museum germanische Goldschätze, hinter denen jene Ungarns nicht übergangen werden sollten.

Nach H. Zeiss (4) haben die Baiern den Lech um 526 bis 535 erreicht. Nach J. Baum (5) um 535. Von hier aus hätten sie sich weiter ausgebreitet: sowohl in die östlichen Donauländer (Noricum) als auch bis Südtirol. Die Jahre 520 bis 530 werden auch für die ersten bairischen Stöße nach Bayern selbst angenommen. Das Jahr 535 wurde für die Erreichung des Lechs festgesetzt. Trotzdem gibt es auch eine Zahl 493, mit der man die Baiern als „Herrn der Ostalpen“ verbindet. Nach dem Sieg der Langobarden über die Gepiden hatten die Baiern 567 eine Vereinbarung getroffen, nach der beide Völker zur Landnahme aufbrachen. Nach der Erreichung des Birnbaumersattels (östlich von Görz) hatten die Langobarden einen wesentlich leichteren Aufmarsch als die Baiern mit dem Weg durch das „Land im Gebirge“ (Tirol). So lag Säben noch 590 in der Lombardei. Bozen wurde erst knapp vor 600 erreicht, Meran 710 und nach Verlust wieder 732. Doch hatte Baiern durch seine Lage an den wichtigen Alpenpässen eine Schlüsselstellung erreicht. Ja Baiern war zeitweise so stark, daß es in langobardische

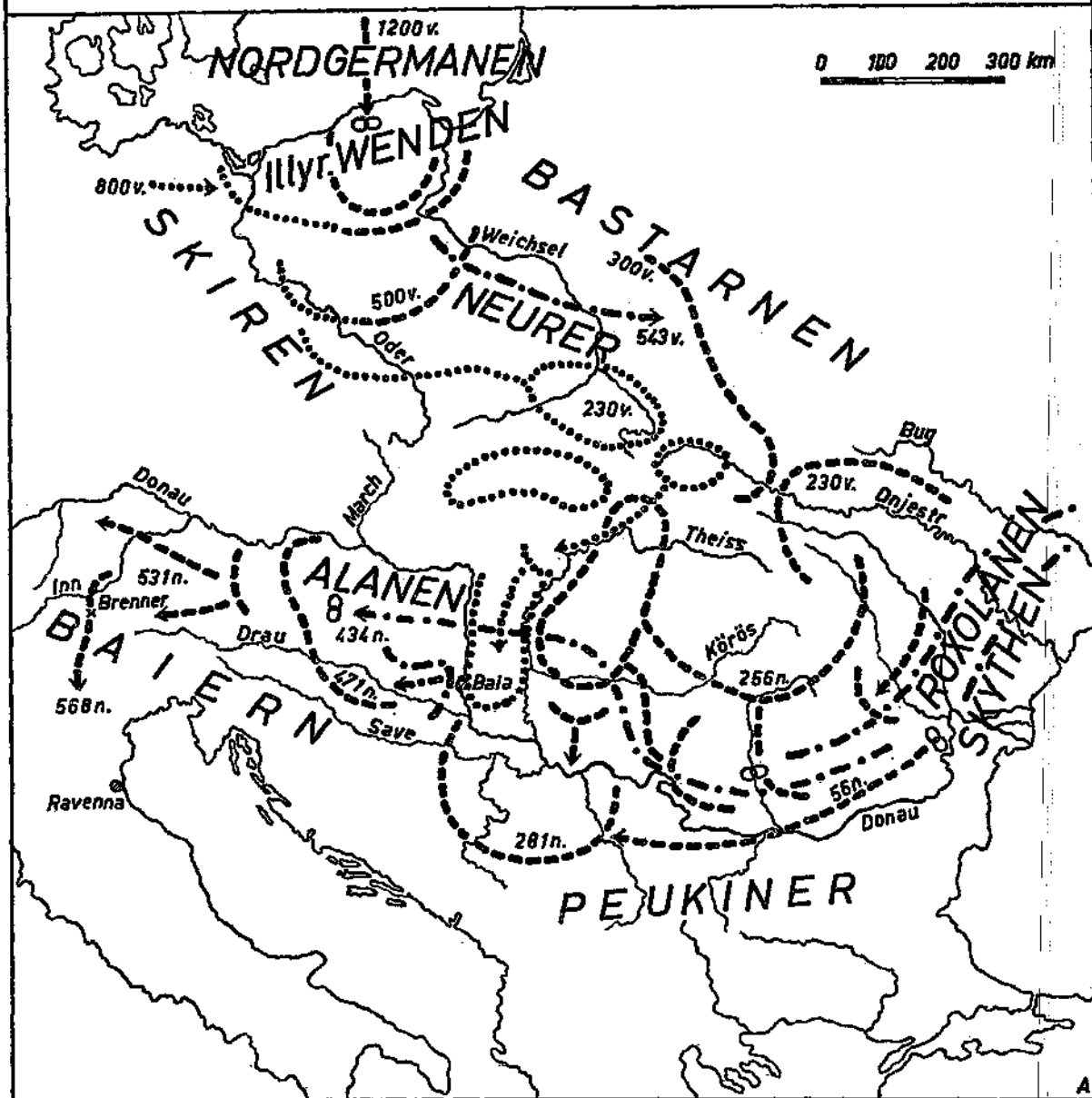
Verhältnisse eingreifen konnte. In Trient hingegen erreichte Erwin von Trient (18) eine so bedeutende Selbständigkeit, daß dort die bairische weitere Landnahme abgeriegelt wurde. Die ladinische Vorbevölkerung wurde erst noch lange nicht von den Baiern und Langobarden durchgesetzt. Doch wurde das Tal südlich von Trient unvergleichlich rascher italianisiert. Der Vintschgau wurde von Chur aus durch die Franken öfters bedroht (785). Das Drautal war von Osten her seit 591 von den Slovenen (Alpenslaven), ohne daß sie auf Widerstand stießen, besiedelt. Tassilo III. griff hier kräftig ein. Es kam zur Gründung des Klosters Innichen 769, und auch der Sieg von 772 blieb trotz Gegenschlag weithin geschichtsbestimmend. Kremsmünster (777) kam im Traungau gegen das Gebirge hin eine ähnliche Aufgabe zu. Hier waren die Alpenslaven nur in kleinen Horsten, nicht wie im Drautal geschlossen, eingesickert. Die Nachbarschaft mit den Avarn war an der Donau friedlich geworden, während sie ostfränkisches Gebiet zweiunddreißigmal aufsuchten. Im Norden gingen die Slaven noch nicht über das Gebirge des Böhmerwaldes. Budweiser Siedlungsgebiete verfielen wieder den Wäldern. Neben den Kelten verblieben sicher auch kleine Reste von Herulern, Skiren und Rugiern — durchwegs ostgotische Stämme — im Lande.

Die Stilelemente des Tassilokelches zwingen den Kunsthistoriker, selbst noch im 8. Jahrhundert nach Osten zu schauen. Wir finden in diesem Kelch von Oberösterreich aus einen neuen unübersehbaren Baustein aus der Zeit um 770 bis 780, den wir zur Herkunft der Baiern heranziehen müssen.

„Baia“ ist nicht nur der Name einer Bucht; von ihr ging Zibermayr (19) aus, weil er die gleichnamige Donausiedlung nicht kannte. Mit einer dritten Wendung schaute man bei diesem Wort an die Elbemündung. Für die Langobarden, die aus Dänemark kommen, mag diese verbindbar sein. Im Donaudelta gibt es eine Insel mit dem Namen Peuke. Die Gegend der Weichselmündung wird wichtig, wenn man von Masurogermanen spricht. Von dort wird sie von der Insel Gotland aus ein bedeutendes Ziel. Die Begegnung mit dem Museumsdirektor von Visby, der Hauptstadt dieser Insel, war äußerst

Wanderweg der Baiern 1200 v. - 500 n.Chr.

- BASTARNEN (ATMONOI), PEUKINER, BAIERN
- SKIREN (SIDONES, TRANSMONTANOI, TRANSIUGITANI)
- .-.-.- SKYTHEN, NEURER, ROXOLANEN, ALANEN
- ∞ Blutvermischungen



befruchtend. Wir besuchten auch jene Naturfestung, auf der sich die Jugend verschanzte, die ausersehen war, die Insel verlassen zu müssen. Die Auswanderung erfolgte endlich gegen den Willen der Jugend unter dem Druck der Inselbevölkerung. Diese Handelsbauern waren alles andere als Wikinger. Sie landeten an der gegenüberliegenden Ostseeküste im Raume der Weichselmündung und erhielten nicht nur weiter den Bevölkerungsüberschuß der Insel wie auch junge Schweden vom Festland als dauernde Verstärkung. Als früheste mögen die Bastarnen von dort nach Südosten abgezogen sein. Die nordgermanischen Skiren wohnten westlich anschließend. Der ungarische Forscher László (23) läßt sie gleichfalls von Gotland kommen. Ihre Wanderung blieb immer westlich der Bastarnen bzw. Goten (Oder — San — Theiss — Donau [Baia]). Dieses Thema wird uns noch weithin beschäftigen.

Wenn man bereits von einer Stammesbildung während der Wanderung spricht, so ist auch hier eine Abwendung von der Böhmentheorie zu verstehen, denn die Umsiedlung über den Böhmerwald kann man nicht gut als „Wanderung der Baiern“ bezeichnen. Diese Hinwendung zum sehr Komplizierten erklärt sich auch aus der Aufschlüsselung der Ornamentik des Tassilokelches, die aus dieser Perspektive mühelos würde. Daß man allein mit irisch-englischer Formenwelt das Auslangen finden könnte, hat schon Haseloff andeutend bezweifelt (26).

In seiner 27. Auflage geht nun Floetz (3) auch schon auf die Peukiner (nach der Insel Peuke) ein. Unsere Karte von Dr. Max Feichtner (2), die aus seiner sich über Jahrzehnte hinziehenden Skythenforschung erwuchs, könnte uns helfen, viele Annahmen über ihre Ansätze hinaus stützend zu erhärten. Die Angaben durch Floetz bestätigen Feichtners Feststellungen in erfreulicher Weise. An Hand seiner Darstellung läßt sich mit einem Blick das ungeheure Geschehen der Völkerwanderung überblicken. Zibermayrs Grundansicht findet darin ihre Bestätigung. Freilich mußte sie sich auch eine Korrektur gefallen lassen.

Zur Frage nach der Herkunft der Alt-Baiern kennt man heute mindestens vierzig Arbeiten mit mehreren, zum Teil sehr entgegengesetzten

Meinungen. Eine Entscheidung über ihre Richtigkeit ist noch nicht gefallen. Über die uns am wichtigsten scheinenden werden wir kurz berichten. Dabei wird klar, wie weit diese Fragen schon zurückreichen.

DIE FRAGE NACH DER HERKUNFT DER BAIERN

Ginge man der umfangreichen Literatur nicht nach, so würde man es als eine maßlose Übertreibung halten, würde man erfahren, daß das Volk, das endlich zu Baiern wird, mit mindestens zwanzig Völkern in Kontakt gekommen ist. Freilich wird nur einmal von einem „Zwillingsvolk“ gesprochen, und manche Annahmen gehen, trotz aller Versuche, die Ansicht zu erhärten, fehl.

1. Die älteste Erwähnung wird gerne als „Märchen“ bezeichnet. Es sind mittelalterliche Klosterannalen, die sich dieser Frage zuwenden, und die Baiern, wohl im Zusammenhang mit den Kreuzzügen, aus „Armenien“ abstammen lassen. Man könne diese Nachricht im Annolied als die erste Osttheorie bezeichnen, die jedoch einer Begründung keineswegs entbehrt: es ist die Ossetenfrage aus dem Kaukasus.

2. Geradezu verhängnisvoll sollte die zweite Auffassung werden. Hier ging man von dem Namen „Baier“ (im Dialekt „Boar“) aus und verband ihn mit „Boier“ und „Böhmen“ (Boiohemnia), dem Wohnsitz der keltischen Boier. Dies sollte wohl nachträglich die ethnische Untermauerung dafür geben, daß die „keltischen“ Bayern an der Seite der „keltischen“ Franzosen unter Napoleon kämpfen mußten. (K. Zeuß 1837, Neudruck 1925.)

3. Schon 1837 und 1839 wurde diese Legende durch H. Zeiß (4) zerstört und anstelle der Keltenabstammung wurden die Baiern als Nachkommen der Markomannen erklärt. Noch 1971 hat K. Bosl in seiner „Bayrischen Geschichte“ auf die Auffassung, daß keine Landnahme vorliege, zurückgegriffen.

4. In dieser Westtheorie wurzeln noch zahlreiche weitere Arbeiten. Auch die Geschichtsatlanten (7) zeichnen noch heute das Volk der (Alt-)Baiern in Böhmen ein. Das Germanische Museum in Nürnberg jedoch geht dieser Frage völlig aus

dem Weg! Auch W. v. Jenny brachte nur ein bairisches Beispiel (8).

An dieser Auffassung halten mehr als ein halbes Dutzend Gelehrter fest. So noch 1961 J. Werner (35), das heißt an der Abstammung der Baiern von den Markomannen bzw. von Böhmen als Herkunftsland. Bei der Überlegung der Einmarschwege durch die Wälder in der Richtung Regensburg wurde für das oberösterreichische Gelände auch der Haselgraben und die spätere „Via regia“ in Erwähnung gezogen. Es fehlt also auch von bairischer Seite nicht an Annahmen, daß die Baiern über Oberösterreich, den Inn überquerend, bis zum Lech vorgedrungen wären, daß sie also vom Osten her die Landnahme vollzogen hätten. Daß man von Schüben aus Südböhmen sprach, wo Grabfunde der Markomannen völlig fehlen, hat auf Widerspruch stoßen müssen. Auch lagen die Hauptsiedlungsgebiete der Markomannen vor allem in der fruchtbaren Beckenlandschaft um Prag. Die riesigen, rauen Wälder im Süden mied man, solange genug Wohnplatz da war.

Obwohl mindestens zwei Dutzend Gräber im Lande Oberösterreich bekannt waren (9), galt es in der Literatur meist als „völlig fundleer“. Heute sind über 250 Gräber – aus den Reihengräbern – vor allem zwischen Linz und Wels – gehoben (24). Das Blatt hat sich also völlig gewendet. Die Baiern als Nachkommen des volkreichen Stammes der Markomannen anzusprechen, kann heute als überholt gelten. Wir wissen, daß sie wie die Skiren, Gepiden und Ostgoten das Fußvolk in Attilas Heer bildeten. Große Teile sind, der March folgend, nach Ober-Pannonien abgezogen. Auf eine Westwanderung werden wir noch zu sprechen kommen. Natürlich gab es auch markomannische Truppenteile im Römischen Heer. Viele gingen – in Böhmen bleibend – in den neuen Völkern, die nun die Herren waren, auf.

5. F. X. Pritz (10) verwarf die „Böhmentheorie“ und trat schon 1846 für den oberungarischen Raum ein. Unter diesem Gebiet können wir uns die heutige Slowakei vorstellen. Er blieb mit dieser Annahme nicht allein.

6. J. Grimm (11) folgte schon 1849 vom Sprachlichen her und bringt die ostgermanischen Skiren.

Ihr Name heißt so viel wie die Hellen, Leuchten-den, Unvermischten. Sie waren, wie wir schon hörten, zumindest Nachbarn der Masurogermanen. Durch Odoaker sind sie in die Geschichte eingegangen. Er brachte den Abtritt Roms zur Entscheidung. Wir haben ihren Aufmarsch an die Donau schon dargestellt. (Den Besuch Odoakers bei Severin haben wir schon in der Volksschule gelernt.) Wir werden ihnen noch öfter begegnen.

7. 1917 bringt V. v. Geramb von der Seite der Bauernhausforschung her ostgotische Erkenntnisse (12). Dieses Ringen zwischen den beiden Haupttheorien zieht sich durch mehr als hundert Jahre hin. München verfiel die West-, Wien z. T. die Osttheorie. Auch den Anhängern der Markomannennachfolge mußte schließlich der relativ starke Bestand an gotischen Worten im Sprachenschatz des bairischen Volkes bis in den heutigen Dialekt auffallen (19). Ebenso gab das bairische Volksrecht zu Überlegungen Anlaß. Offensichtlich war ihm das westgotische Recht vorausgegangen. Doch noch 1941 lehnt F. Stroh jede Möglichkeit einer Verbindung der Baiern mit den Westgoten ab (9).

8. Mit seiner großangelegten Wochentagsforschung trat 1931 E. Kranzmayer (14) auf, in der er nicht nur eine deutliche Grenze gegen die Schwaben erfaßte, sondern auch A. Schmeller (15) bestätigte. Beide erbrachten für Dienstag, in unserem Dialekt „Ertag“, einen Hinweis auf den griechischen Kriegsgott Ares. Da Kranzmayer noch für Donnerstag und Freitag (heméra Aphroditis und paraskevé-Tag der Vorbereitung) festlegte, mußte man sich die Frage stellen, auf welchem Weg diese Worte in den Sprachgebrauch der Baiern gekommen sein könnten, in dem sie noch heute lebendig sind. Das Gewicht der sprachwissenschaftlichen Beobachtungen erweiterte sich noch durch die Erkenntnis, daß nicht nur diese volksgriechischen, sondern auch mindestens dreißig (40?) gotische Worte (16) heute noch in voller Verwendung stehen.

9. Der Langobarde Paulus Diaconus weiß um 760 zu berichten, daß Angehörige des bairischen Stammes auch im Heere Attilas gewesen wären, nicht anders als die Skiren. (Siehe auch László, 23). Es erhebt sich die Frage, wo Attila die Baiern rekrutiert hat, wenn damals noch die Markoman-

nen in Böhmen saßen und die Einwanderung nach Noricum noch nicht erfolgt war!? Sprachwissenschaftler schließen aus der Notiz des Paulus Diaconus auch, daß der Name „Baiwaren“ — nach Much nicht Bajuwaren — vor Attila nicht gebräuchlich war. Damit stehen wir mitten in der Osttheorie über die Herkunft der Baiern. Die Ostgoten bauen unter Theoderich nach der Ermordung Odoakers im Osten das größte germanische Reich aus, das 20 Jahre auch die Westgoten mit umfaßte und so bis Spanien reichte.

10. Über die verzweifelte Lage der Völker der Donauprovinzen während der Völkerwanderungszeit liegt uns eine Schilderung von 511 in der *vita Severini* des Eugippius vor. Sie ist wegen der Aufzählung der germanischen Stämme im Donauraum für uns wichtig. Weder Markomannen noch Baiern werden genannt. Sie waren eben noch nicht im Donauraum und nicht mehr in Böhmen. Die neuen Herren waren zwischen 475 bis 509 die Heruler, die vom Asowschen Meer als „Früh-Wikinger“ heraufgekommen waren. Die Hauptmasse der Skiren war 453 nach Baia weiter nach Süden gezogen, ist später in Nordmähren (3). Im Waldviertel sitzen die Rugier bis an die Donau. Die Sweben sind ihre östlichen Nachbarn. Die Baiern sind noch nicht da. (Erst gegen 489 kommen sie gegen Lorch?) Skiren, Skythen und Baiern (Peukiner) vermischen sich im Raume um den Plattensee. Von den Skythen hat sich in der Sprache nichts erhalten, es war die kürzeste und schwächste Begegnung.

11. Für die Verbindung von Baiern und Skiren, die den gotischen Wortschatz erklären würden, traten E. Klebel (13), E. Benninger (24), R. Much und F. Stroh (9) noch 1940 ein. Ihrer Meinung nach ist dieser „Neustamm“ (H. Zöllner, 18) am ehesten in der Slowakei entstanden. Dies ist die Auffassung der Wiener Schule, die als Lehrmeinung gilt.

12. 1934 stellte I. Zibermayr die Herleitung des Namens Baiwaren von der Baja-Bucht fest, die unweit von der Istermündung am Schwarzen Meer liegt. Der Name der Insel Peuke taucht bei ihm nicht auf. Auch die Siedlung Baia an der Donau war ihm nicht bekannt. Mit einem Schlag war so die Heimat der Baiern von Böhmen in die

Dobrudscha nahe der Donaumündung in die Umgebung von Konstanz in Rumänien gerückt worden. Klebel, mit dem ich damals sprach, konnte sich mit dieser revolutionären Meinung nicht anfreunden. Jordanes und Ptolemäus lieferten ein Wort „Baiannoi“, das ebensogut zu verwenden war wie die Erkenntnisse E. Kranzmayers. Nicht nur K. Weinhold (16), auch J. Hoops waren schon vorangegangen. So waren die Flußnamen Erlaff und March in diesen Zusammenhang gestellt worden (20).

13. Verständlicherweise mußte die Frage auftauchen: Wie kamen die Baiern ans Schwarze Meer? (Weiter als bis in die Slowakei hatte man sich ja noch nicht zu gehen getraut.) Das kann nach allem nur im Verband der großen Gotenzüge erfolgt sein. So werden die Baiern auch zwischen Ost- und Westgoten angesiedelt. Als sie kamen, waren sie aus Nordgermanen schon Ostgermanen geworden. Sicher seit 1000 v. Chr. oder noch früher kamen sie aus Schonen und von der Insel Gotland übers Meer an die Weichselmündung. 300 v. Chr. setzten sich die Bastarnen in Marsch und nun beginnt die Geschichte der Ostgermanen, die L. Schmidt im Werk „Die Ostgermanen“ (21) schildert. Sie gerieten in die Sümpfe und endlich an den Dnjestr. Die Skiren, so nimmt man an, mögen schon vor 500 nach Süden abgebogen sein. Ungeheuer weite Gebiete, weithin auch sehr fruchtbar, so daß die Ostgoten eine ausgesprochene Landmacht blieben, kamen in das Bewußtsein der germanischen Völker. In der Krim hielten sich Ostgoten noch durch Jahrhunderte in einer rings von Tartaren umgebenen Sprachinsel. Jene Goten, die in Mösien Land nahmen, wurden Westgoten (Wisigoti), die Gepiden zweigten in dieser Auffächerung etwa 250 nach Christus nach Siebenbürgen ab. Endlich wurden die Heruler am Asowschen Meer ein Seefahrervolk, die „Wikinger der Ägäis“. Im 3. Jahrhundert wurden von ihnen die Küstenstädte restlos ihrer Goldschätze beraubt. Noch weiter im Osten saß ein skythischer Stamm, die Alanen, von denen ein Teil den Hunnen auswich und dabei bis in den Süden Portugals zog. Die Ostgoten widersetzten sich, waren aber den Reitermassen nicht gewachsen, fielen so unter Attilas Macht, während sich der greise König nach verllorener Schlacht selbst das Leben nahm.

Die „Baiern“ hätten auf dieser Insel unmöglich ein volkreicher Stamm werden können. Unsere Suche kann also noch nicht beendet sein. Zibermayr betont den Volksreichtum des bairischen Volkes, wie es in der Slowakei zu siedeln beginnt. Er spricht von „großem Volk“.

14. Nun haben wir noch einen Forscher vorzustellen, den Verfechter der Alemannentheorie A. Helbok, der seine Theorie 1929, 1932 und 1941 brachte. Zwar schenkt er auch den Langobarden starke Aufmerksamkeit, wenn er auch dabei bleibt, daß die Baiern ihrer Volksmasse nach Alemannen gewesen seien. Mit dieser Annahme ist er nicht allein geblieben.

15. A. Schneider hat seine Langobardentheorie schon 1923 entwickelt und 1933 neuerlich erweitert. Daß die Berührung der beiden Völker wiederholt stattfand, haben wir inzwischen auch schon im Zusammenhang mit Südtirol feststellen können.

16. R. Holzmann hat sich 1934 um die Bekanntgabe dieser Ergebnisse in weiteren Kreisen mit Geschick bemüht.

17. E. Klebel (13) meint 1939, daß eine Teilung der Langobarden nicht nötig sei. Eine west-östliche Einwanderung, wie sie Helbok über die Ing-Namenverbreitung zu erhärten versuchte, ist seiner Meinung nach nicht denkbar. Er führt nun die Skiren ein, die einst westlich der Weichselmündung siedelten, und sieht die Baiern in zwei Vorstößen unter langobardischer Oberhoheit — z. T. über Oberösterreich — Baiern besetzen. Nach ihm sind die Baiern 558 unabhängig. Er spricht von vier bairischen Gauen. Als Jahre der Besetzung gibt er die Jahre 488, 534 bis 536 und 555 an. Er weist auf eine St.-Gallner-Glosse hin, nach der die Baiern Reste der Vandalen seien, die über Spanien nach Nordafrika abgezogen sind.

18. Neuerlich stoßen wir auf das Thema „Baja“, wodurch Böhmen als Stammland in eine völlig neue Blickrichtung kommt. B. Keusch hat nämlich 1928, von Baja-Bucht ausgehend, die Baiernsitze an die Elbmündung gelegt, und sie die Elbe aufwärts ziehen lassen. Schon 1908 hat Widemann nach Osten geschaut. Erst 1944 wurde er wieder neu ins Bewußtsein gebracht, nachdem Zibermayr neuerlich seine Osttheorie in der

2. Auflage, ohne sich im leisesten der Kritik zu beugen, herausgebracht hatte.

19. und 20. Doch 1949 bringt H. Loewe in seiner Arbeit „Herkunft der Baiern“ eine völlig neue Wendung. Auf J. Schnetzer (1919, 1940 und 1941) fußend, verfolgt er die abwandernden Markomannen in den Ortsnamen bis Nordfrankreich nach Westen. Vielleicht wird mit dem Blick auf die Marmaigne das Verschwinden der Markomannen etwas aufgeklärt. Baja liegt auch nach seiner Auffassung im Süden der Slowakei. Die Stadt findet sich auch auf Feichtners Karte. Nun werden auch die Sueben wichtig. Schnetzer läßt Baia aus dem keltischen Boio (Böhmen) stammen. Das ungarische Erzgebirge (Slowakei) erscheint auch ihm bedeutend und als Wohnsitz durchaus möglich.

21. Schon ab 1950 spricht sich Mitscha-Mährheim für eine Mischung der Baiern aus gotischen, swebischen, herulischen und ossetisch-sardischen Elementen unter skirischer Führung aus. Ihm ist der Blick nach Osten bereits selbstverständlich. Wenn er unter „sardischen“ Elementen Skythen versteht, so würde er sich mit Feichtners Indogermanen, die auch aus dem Weichselraum noch vor den Bastarnen nach Südosten ziehen, verstehen lassen.

22. F. Popelkas ausführliche Auseinandersetzung „Die Streitfrage über die Herkunft der Baiern“ bringt zusätzliche, noch nicht erwähnte Namen mit Arbeiten zu dem Thema: S. Riezler (1927), M. Heuwieser (1926), H. Preidel (1928) und E. Schwarz (1927).

23. R. Schöller (1972) weist auf den bairischen Brauch der Totenbretter, auch die Gepflogenheit, Hühnereier ins Grab mitzugeben, wird nun schon für die Markomannen als Sitte, die man mit den Baiern verbinden könnte, herangezogen.

24. L. Schmidt schaut neuerlich nach Osten. Seine Theorie wird vom Grazer Gelehrten Popelka (22) als „gewunden“ bezeichnet, Ungarn wird ungern angenommen, denn all seine Liebe fällt den Sueben zu, um die man sich bisher wenig gekümmert hat. Vielleicht sind nicht alle in den Westen Spaniens ausgezogen? In Galizien bekannt man sich heute stolz als Keltennachwuchs. Die Westgoten wurden bei Astorga abgewehrt.

Vielleicht war diese Schlacht sehr verlustreich. Ebenso gut mögen nur Teile abgewandert sein und so der Rest sehr bedeutungsvoll für unsere Frage sein. Auch Popelka erklärt die ostgermanischen Einschläge mit den Vandalen, die in der Slowakei ihre Nachbarn waren.

25. Nach dem Linzer und Grazer Gelehrten legt nun der Salzburger S. Kaufmann (22) eine neuerlich das Blickfeld erweiternde Arbeit vor, in der er sich völlig zur Osttheorie bekennt. Er greift auf die Bastarnen, die wir schon als Skandinavier, die über die Ostsee gekommen sind, kennengelernt haben. Ihre Auffächerung bei der Landnahme haben wir schon skizziert. Nach dem Einbruch der Hunnen zeigt sich die volle Kompliziertheit. Die Beskiden und Waldkarpathen liegen schon hinter dem Aufmarsch, das Schwarze Meer ist erreicht. Eine Insel in der Donaumündung namens Peuke wird für diese Periode nennend. Attila ist noch nicht da, aber die Roxolanen und andere Skythen kommen von Osten her in das Land, werden vielleicht der Anlaß, daß die Peukiner sich in drei Gruppen aufspalten, so daß es zu den verwirrenden Zügen kommt, die unsere Karte zeigt. Es hat ganz den Anschein, als wiche man einem Kampf aus, dort, wo man bleibt, kommt es zu Blutvermischungen. Eine Gruppe kommt über die kleine Walachei in das Land östlich der oberen Theiß. Eine andere Gruppe gelangt nach Übersteigung der Beskiden entlang von Hernad und Topla in die Gegend westlich der Theiß in Räume der heutigen Slowakei. Doch außerhalb der Bagibareia kam eine dritte Gruppe der Peukiner in die Gegend der Savemündung auf ehemals römische Gebiete nach Istria. Das Bagibareia der Skiren verschob sich allmählich in das Alföld. Als die Ostgoten Pannonien räumten, kam es dort zu einem endgültigen Treffen der einzelnen Volksteile der Peukiner. Bis dort hatten sie in drei verschiedenen Räumen gelebt, so daß wir sie nicht nur wechselnd in allen Teilen Rumäniens finden, sondern auch in Serbien, woran noch die Flußnamen wie Morawa, Jesawa, Reswa, Kissawa und Bresawa erinnern. Sie alle trugen noch das germanische „Akwa“, was Ache heißt, weiter. Zu den Langobarden wichen sie nach einer Niederlage, die ihnen Theoderich d. G. beibrachte, an

das Nordufer der Donau aus (493). In den folgenden 15 Jahren wären Langobarden und Peukiner zu „Zwillingsvölkern“ zusammengewachsen. Von Ufernorikum aus wird die Landnahme im bairischen Alpenvorland und im übrigen Österreich vollzogen. 520 gelang es den Baiern — erst sprach man von Bastarnen, dann von Goten, von Peukinern, nun endlich von Baiern —, bei Ottingen die Ostgoten zu besiegen, was sie in ihrem Sonderbewußtsein überaus stärkte (Salzburger Chronik).

26. Durch H. T. Günther werden 1938 endlich die Baiern mit innerasiatischen, 1946 mit hunnischen Elementen zusammengesehen. Selbst die alte Sage des Annoliedes mit der Herkunft aus Kleinasien (Armenien) wird mit der alanisch-ossetischen Unterwanderung aus Kaukasien verbunden.

27. Eine neue These, von ungarischen Forschern erst in jüngster Zeit erstellt, bringt eine Bestätigung der Annahme unserer Forscher. Der Name „Baianoi“ scheint zwar nicht auf, doch kann die Erwähnung der Skiren an der Küste des Schwarzen Meeres kaum überraschen. G. László schreibt in „Steppenvölker und Germanen“ 1970: „Die Skiren lebten ungefähr fünfhundert Jahre lang in einer spätskythischen-sarmatischen Umgebung an der Küste des Schwarzen Meeres und sie waren hier, bevor sie ins ungarische Gebiet kamen, bereits die treuesten Bundesgenossen der Hunnen.“ Im Laufe der Jahrhunderte ohne germanische Nachbarn mögen sie den griechischen Namen Transmontanoi erhalten haben. Sie sind zumindest die wiederholten Nachbarn der Peukiner, als sie zwischen Donau und Theiß von Norden her Baia erreichen. Zweifellos hatten die Forscher, die die Skythen für die Baiern bedeutungsvoll sein ließen, recht. Auch Dusan sieht die Baiern am Unterlauf der Donau.

Aus der Auswertung der Grabbeigaben — vielleicht sogar denen der Mutter Odoakers — folgt, daß die Skiren ihre Königswürde auf byzantinische Art demonstriert haben. Es ist bekannt, daß Gold als Symbol des göttlichen Lichtes und Rot (Purpur) in Byzanz nur der königlichen Familie gehörten. Das Auftauchen der Tierdarstellungen hingegen ist keine byzantinische Tradition, sondern skythisch-sarmatisches Erbe. Sie müssen

an der Küste dicht gesiedelt haben, denn die Römer gaben dieser Gegend die Bezeichnung „Skythia“. Die Goldschätze der skytischen Kurgane sind berühmt. Als indogermanisches Reitervolk standen sie zuletzt in enger Verbindung mit den griechischen Stadtkolonien.

Die Baiern kommen als das „klassische Donauvolk“ (Zibermayr) zum drittenmal an die Ufer der Donau und bleiben es endgültig, da schon 488 Ornulf, Odoakers Bruder, die ramunsche Bevölkerung nach Italien zurückgeführt hat. Wenn auch die keltischen Bauern auf der Scholle verblieben waren, so daß das Land keineswegs menschenleer war, so war in den weiten Räumen Platz genug. Sie wurden so der letzte (ost)germanische Stamm, der in Südgermanien selbst sesshaft wurde. Sie stießen über die Traun zum Inn, zur Isar, zum Lech (vielleicht sogar bis an die Iller) vor.

28. Der Augsburger H. Fischer kommt mit reichem Aufgebot abermals auf die Herkunft von den Alemannen in: „als die bajuwaren kamen“, Landsberg a. L. 1971.

29. K. Reindel, „Bayern im Mittelalter“, bringt das Thema in schlichter Erzählung. Er spricht von einer „friedlichen bayrischen Stammesbildung“, entscheidet sich jedoch nicht für den Raum ihrer Herkunft. Der wiederholten Verbindung von Gattinnen (Walderada, Theudelinde, um 575 und 589) widmet er ausführliche Darstellungen.

DIE ENTWICKLUNG DES BAIRISCHEN VOLKES SEIT DER LANDNAHME

Durch die Besetzung dieser ausgedehnten Ländereien gelangten auch die bedeutenden römischen Stadtkastelle Augsburg, Regensburg, Salzburg, Passau und Lorch (Lauriacum), die für die Zukunft wichtig werden sollten, in ihren Bereich. Im Laufe der Entwicklung zogen sich die Augsburger Bischöfe aus der römischen Randprovinz nach Chur zurück, das sie zu einem neuen Zentrum ausbauten. Salzburg und Passau, Regensburg und Freising erreichten besonderen Rang. Die beiden ersteren rivalisierten im großen Kolonisationswerk des Südostens, in dem sie eine geradezu ungeheure Leistung vollbrachten.

Welcher dieser 29 vorgetragenen Theorien, die sich je nach Stellungnahme noch vermehren ließen, man nun auch folgen will, mit der endgültigen Landnahme an der Donau erhebt sich die Frage nach den Nachbarn der Baiern. Diese Frage beschränkt sich erst noch auf den Osten, später auf den Südosten, denn der bairische Siedlungsboden stellte politisch gesehen eine ausgesprochene Keilsituation dar, die sein historisches Schicksal wurde. Der mächtige Donaustrom fließt von Westen nach Osten, nicht wie die Ströme Norddeutschlands von Süden nach Norden. Alpen und Karpathen bilden bei Hainburg eine „Pforte“, diese zu halten, war die „Ostmarkaufgabe“, schon bevor es diesen Namen gab! Die Spitze dieses Keiles konnte je nach dem Verhältnis zu den Nachbarn mehr oder weniger weit nach Osten vorgeschoben werden. Für die bairischen Siedler kamen vorerst allein die norischen und rätischen Räume in Frage. Noch standen die Mauern der römischen Städte, doch der Baier nahm keineswegs etwas von der römischen Kultur an und entwickelte sich weiter zu einem Bauernvolk. Als die Baiern in deutlichem Abstand vor den Avaren, die in ihrem Sog die Slawen mitbrachten, in der ersten Hälfte des sechsten Jahrhunderts in die günstigen Siedlungsräume gekommen waren, hatten sie noch keinen Anlaß zur Rodung neuer Waldgebiete nördlich der Donau. Ihre Flanke schien gegen Böhmen durch den „Nordwald“ noch Jahrhunderte lang geschützt. Weiler und Haufendörfer weiter im Osten drüber der Enns (die die „Grenze“ gegen die Avaren bildete) — dauernd in einer Kontaktzone — lassen die Frage nach dem Nachbarn nicht übersehen!

Die verhältnismäßig jungen, großartigen Ergebnisse unserer Spatenforschung haben nicht nur unseren Gelehrten bei ihren scharfsinnigen Schlüssen weitergeholfen, sie ist auch in der Lage, uns bei der Frage nach den Nachbarn zu helfen. Die Archäologen haben zutage gebracht, was die Quellen den Historikern verwehrt. Mit Recht kann A. Kloiber sagen: „Die Kenntnis der lückenlosen Entwicklung der bairischen Gräberausstattung hätte man noch vor zwanzig Jahren nicht zu träumen gewagt“ (24). Nicht nur die mehr als zwei Jahrzehnte währende Ausgrabung in und um Lorch, auch die Ausgrabungen in

Zizlau (I, II, III), in Rudling, Wels u. a. o. haben gewaltige neue Einblicke erlaubt. (J. Reitingen, A. Kloiber usw.) Die Langobarden waren durch die Ausgrabungen in Niederösterreich und Burgenland schon früher bekannt geworden. Solange sie noch in Pannonien saßen, wo sie die Ostgoten abgelöst hatten, war die Frage nach der Nachbarschaft harmlos. Ihr Schmuck in Italien ist einigen Linzer Stücken völlig gleich. Flechtwerksteine sind nicht nur in Kärnten geradezu häufig.

Die Grenze zwischen langobardischer Kunst und bairischer ist noch nicht endgültig gezogen. An ihre Stelle zog das Reitervolk der zopftragenden Avarn ein, damit wurde dieser Raum ein den Germanen für immer verlorener Volksboden. Im Südosten waren die Slowenen in das Drautal eingezogen, siedelten jedoch auch darüber hinaus. Auch zu den Franken ist jetzt einiges zu sagen. Im selben Jahr 537, als die Baiern neu ins Land gekommen waren, wurden die Provinzen durch den Ostgotenkönig Witiges an den Frankenkönig abgetreten. Das Gebiet war außerhalb der gotischen Machtsphäre, allerdings lag es auch für Theudebert etwas abseits. Feststeht, daß die Baiern den Franken niemals (Zibermayr) Tribut haben zahlen müssen. Zeiß spricht von einer fränkischen Herkunft des Herzogsgeschlechtes und betont, daß die Baiern keine Könige hatten und daß Tassilo II. durch Childehart II. (575 bis 598) belehnt wurde (4).

Zöllner (18) sucht das Herrscherhaus mit den Burgundern zu verbinden. Das enge Verhältnis zwischen den regierenden Häusern der beiden Völker Baiern und Langobarden beginnt schon beim ersten bairischen Herzog Garibald, der die langobardische Königstochter Walderada als Gemahlin heimführte. Authari trat als Freier um Theodolinde auf. Diese schöne Frau war eine der ersten und stärksten Förderinnen des jungen Christentums, das in dieser Zeit die Entwicklung vom Arianismus zum Katholizismus durchmachte. Die „Eiserne Krone“ war ein Dankgeschenk des Papstes aus byzantinischer Herkunft, dem sich noch viele andere anschlossen. (Heute im Dom zu Monza herrlich aufgestellt.) Tassilo III. nahm Luitpird zur Gattin. Sie ist mit ihm gemeinsam am Fuß des Kelches verewigt.

Unter den Nachbarvölkern spielen die Avarn eine ganz besondere Rolle. Sie waren es, die den Baiern als erste die Verteidigung der „Ostmark“ aufdrängten. Die Frage nach ihrer Herkunft ist nicht weniger problematisch als die nach der frühen Heimat der Baiern. Sicher ist, daß sie aus dem „Fernen Osten“ kommen. Das Gebiet des Altaigebirges mit seinem Goldreichtum wird als einer ihrer Sitze genannt. Wahrscheinlich wurden sie aus noch weiter östlich liegendem Gebiet durch die Hunnen vertrieben. Es heißt, sie wären die Warchoniten (23). Die avarischen Changane werden als aus mongolischen Fürstenhäusern kommend bezeichnet. Auch mit den Onogulen, die in den pannonischen Raum eingewandert sind, verbindet man sie. Als sie nach Ungarn kamen, haben sie sicher auch Sarmaten aufgesaugt, die vor ihnen im Karpathenbecken gesessen waren. Zwar kann man auf Behauptungen stoßen, daß damals der Höhepunkt ihrer Macht schon im Sinken gewesen sei, doch ihr Kommen veranlaßte trotz allem die Räumung der bairischen Hauptstadt Lorch und die Rücknahme nach Regensburg um 700 (Zibermayr). Sie suchten Europa zwischen Magdeburg und Byzanz heim, wurden jedoch von beiden Städten abgewiesen. Freilich hatte das oströmische Reich hohe Tributsummen an dieses Reitervolk zu entrichten. Seit 568 waren sie die Herren von Ungarn, doch 896 waren die letzten Avarn mit den Magyaren Arpads verschmolzen. So waren aus dem gefürchteten Reitervolk sesshafte Ackerbauern geworden. Der Franke Samo hatte noch neben ihnen ein slavisches Reich aufzubauen begonnen, das nach seinem Tode wieder spurlos verschwand.

Von ihrer Kunst glaubt man nun von zwei Schichten sprechen zu müssen. Die „asiatische“ wäre den Nordiranern begegnet, die „bulgarische“ ist durch ihre hervorragenden Bronze-güsse bekannt. Da Byzanz selbst auch vom Iran beeinflusst war, kann man von einer „byzantinischen Färbung“ der Kunst der asiatischen Gruppe sprechen. Außer jedem Zweifel steht, daß die Kunst der Völkerwanderungszeit und auch noch die anschließende aus einer euroasiatischen Perspektive verstanden werden muß.

Daß die tungidischen Changane auch germanische Schmiede in ihren Dienst stellten, scheint

viel näherliegend als die Anwesenheit koptischer Meister, wie man annehmen zu müssen glaubte. Daß diese Annahme möglich ist, zeigt, wie hier durch die „wandernden Völker“ alles in Fluß gekommen ist. Dazu kommt skythisches, keltisches und mediterranes Erbgut, das aber wohl eine geringere Rolle spielte. Selbst das Bandflechtmuster ist von den Avaren aus dem Osten mitgebracht worden, denn die hunnischen Räume gelten als die Heimat des „Tierstils“. Auch die Werkstätten der „sibirischen Goldplatten“ sind ihnen außer Zweifel bekannt gewesen. Und in den spätavarischen Kunstwerken wird hellenistisches Erbe zum „Greifen-Ranken-Stil“ umgeschmolzen. Die avarische Kunst hat also seit ihrer Herkunft aus dem Amurgebiet unzählige Anregungen aufnehmen können, und schließlich kamen die Avaren durch jene Schmiededörfer, wo auch die Lehrer der griechischen Schmiede daheim waren. Die Avaren haben nicht nur ihren Namen „Räuber“ erhalten, sie konnten in diesem Bereich auch sassanidische Anregungen sammeln, wenn nur überhaupt Interesse für Kunst bestand und dies war zumindest bei ihrer Führungsschicht sehr sicher entwickelt, ja wurde es zunehmend immer mehr. Die Avaren hatten eine Handwerkskunst so gut wie die Baiern, ebenso sicher konnten sie beiderseits ihren Nachbarn etwas lehren und selbst ihren künstlerischen Horizont erweitern.

DIE ALTBAIERN WERDEN CHRISTEN

So lange nicht die bairischen Schmuckstücke (25), wie sie etwa jetzt das Linzer Stadtmuseum aufweist, bekannt waren, mußte man bei der Annahme stehenbleiben, die Kunst der Baiern und der Langobarden sei sich überaus verwandt, und für den Schmuck kann man dies noch immer nicht abstreiten. Funde in Italien sind in Oberösterreich gefundenen Stücken überaus nahe verwandt, ja zweifellos aus derselben Werkstätte. Die Funderweiterung aus den Reihengräbern brachte nun auch hier eine Formbereicherung. Das Bandwerkmuster wird nun von italienischer Seite als gesunkene römische Hochkunst bezeichnet. Sie bildete sich als trauriger Rest, als Byzanz als zweites Rom an dessen Stelle getreten war. Dies gilt für Rom selbst mit seinem Laterankreuzgang nicht minder wie für Athen,

das in seinen byzantinischen Kleinkirchen (Gargopikoos) solche Muster eingemauert zeigt. Wenn sich diese Beispiele vermehren lassen, so sind doch durchaus nicht alle diese Bandwerkmuster den Langobarden abzusprechen, die diese Formen allmählich in Stein umzusetzen gelernt hatten. Zweigerillte Bänder verbindet man vor allem als Kennzeichen langobardischer Arbeiten. Weitere Funde werden dieses Problem stärker klären helfen. Die Frage: waren die Baiern Arianer? wird stets mehr betont. Dieses Thema war primär ein politisches. Die „bairische Eigenkirche“ war das Ziel! Da jedoch die Franken Katholiken waren, lag eben hier die sehr zögernde Aufnahme des Katholizismus, weil mit ihm die Fränkische Herrschaft verbunden war, begründet.

Erst Odilo kann man als den Baiernherzog bezeichnen, der ein Katholik war und mit staunenswerter Energie ein Kloster nach dem anderen gründete. Für die Kunstgeschichte sind folgende 28 bairischen Stifte und Klöster aus dem Frühmittelalter von Bedeutung (Baum, 5): St. Emmeram zu Regensburg 649 (?), Niedermünster, Salzburg (St. Peter, vor 700), Freising 717, Weihenstephan, Passau 739, Polling 740, Niederaltaich 741, Eichstätt 741, Tegernsee 746, Mondsee 748, Altomünster 750, Benediktbeuren 752, Wessobrunn 753, Moosburg 755, Schäftlarn 762, Scharnitz 763, Michaelbeuren 767, Schlehdorf 769, Innichen 769, Weltenburg 775, Kremsmünster 777, Schliersee 779, Chiemsee 782, Mattsee 784, Metten 790, Altötting 876.

Die Gründung von Mondsee fiel mit dem Tode Odilos zusammen. Sein Sohn Tassilo III. sollte ihm nachfolgen. Beim Tode des Vaters war er erst ein siebenjähriges Söhnchen unter der Vormundschaft seiner Mutter Hiltrud, die mit den Franken versippt war. Mit 16 Jahren begann er seine Herrschaft mit dem Treueid an die Franken. Mit einem Hilfskorps muß er den Franken bei der Niederringung der Aquitanier helfen, zieht sich jedoch aus dem Kampf zurück, was die Franken als Fahnenflucht werten. 781 zwingt ihn der Papst, den Eid zu wiederholen und bedroht ihn mit dem Kirchenbann, sollte er sich widersetzen.

Seit 747 ist das Reich der Langobarden von Karl besetzt und da Tassilo durch die Mitgift der

Gattin Luitpirg Herr des Vintschgaues und des Norithalgaues geworden war, kam es typisch für die gespannten Verhältnisse der neuen Nachbarn schon 785 bei Bozen zu bewaffneten Zusammenstößen. Wir hörten schon von Tassilos Sieg gegen die Alpenslaven und von der Gründung Innichens (768). Wenig später krönt er 777 die Reihe der 28 Klöster — seinen Vater überbietend — mit Kremsmünster erst mit irischen Mönchen. Erst im 9. Jahrhundert folgen Benediktiner. Unter den Klöstern war Kremsmünster im wahren Sinne des Wortes königlich ausgestattet. In einer klimatisch äußerst günstig gelegenen Gegend mit Jagdwäldern bis ins Gebirge und mit Salzquellen bei Hall. So wurde es die stärkste Klammer, die den Nordteil des Traungaus mit den Gegenden im Gebirge verbinden sollte. Die östlichste germanische Siedlung lag im Sinne der Keillage erst noch im Raum von Groß-Linz. Längs der Traun lagen die *ing*-Orte, in denen die bairischen Wehrbauern siedelten. Sie hatten sie durch die Welle der Bedrängnis, die nun verebte war, zu halten vermocht. Die Bedrohung ihrer Freiheitsliebe lag nun nicht mehr im Osten, sondern im Westen durch die Franken.

Der Tassilokelch wird als Hochzeitskelch angesehen und nach der Entschlüsselung eines Chronogrammes durch *Justus Schmid* mit 781 (auch 775) zu datieren versucht. Da das seit 612 durch Columban gegründete Kloster Bobbio als Kunstzentrale den Langobarden schon entglitten war, kommt nur mehr Salzburg als Ort der Entstehung dieses Kunstwerkes in Frage.

788 mußte sich Tassilo unter den härtesten Bedingungen unterwerfen und wurde auf Grund seiner Jugendsünde zum Tode verurteilt, schließlich zu dauernder Klosterhaft begnadigt. Auch seine Gemahlin und die vier Kinder mußten Baiern verlassen. Tassilo hat nach dem Untergang der Langobarden mit seinen avarischen Nachbarn Fühlung aufgenommen, möglicherweise sie mit den berühmten bairischen Waffen beliefert. Neben Karl war er trotz persönlicher Tapferkeit der Unterlegene; es traf ihn auf jeden Fall ein härteres Schicksal als den Sachsen Wittekind.

Karl hatte ohne jeden Verlust die Aufmarschbasis gegen die Avaren gewonnen, die er in einigen großartigen Blitzfeldzügen unter Heran-

ziehung sämtlicher von ihm beherrschten germanischen Völker 791, 796 und 803 so völlig besiegte, daß er die alte Römergrenze an der Donau auch in Pannonien wieder herstellen konnte, womit er die Nachbarschaft zum byzantinischen Reich gewann. Tschechen, Mährer, Slowaken, Slowenen und Kroaten gerieten überdies in sein Einflußgebiet. Die karolingische Ostmark ließ den riesigen bairischen Bereich beismannen, ja Karl gliederte noch zusätzlich den pannonischen Raum ein. Unter der Führung seines Schwagers Gerold wurde die Ostmark durch die Einbeziehung der Friaulischen Mark zur größten fränkischen Provinz. Trotz eines Jahrhunderts der Ruhe ist der bairische Stamm nicht so stark gewesen, diese Riesenräume auch biologisch auffüllen zu können. Der starke Ostsog vernachlässigte den Schutz der linken Flanke gegen Böhmen, wohin die Tschechen in verschiedenen Stämmen seit dem 9. Jahrhundert kampflos eingezogen waren.

Karl hat das Land südlich der Drau dem Patriarchat von Aquileja zur Christianisierung zugewiesen. Salzburg, seit 798 Erzbistum, hatte den karantanischen Raum übernommen, während Passau dem Donaugefälle folgte. Dieser großartige Prozeß der Christianisierung wurde von Ludwig dem Deutschen weiter gefördert, der am Plattensee (Moosburg) ein neues Zentrum aufbaute, unweit davon, wo einst Theoderich geboren worden war und von wo 567 die Langobarden nach Italien ausgezogen waren. Dies und die Krönung in Rom brachte die damals größten Reiche nachbarlich und nicht ohne Spannung zusammen. Was hätte jedoch Byzanz gegen Karl unternehmen können! Es mußte froh sein, daß er es verschonte und dankbar, daß er es von den Avaren befreit hatte. Diese Friedensperiode wurde plötzlich neuerlich unterbrochen.

Auch die *Magyaren* kamen aus dem Osten (23). Die Baiern hofften, durch eine Entscheidungsschlacht diese heranbrandende asiatische Welle auffangen und das aufblühende Gebiet von Kriegsgreueln freihalten zu können. Doch an der Donaupforte bei Preßburg erlitt der bairische Heerbann 907 die furchtbarste Niederlage seiner Geschichte. Der Herzog, alle vier Bischöfe wie der bairische Hochadel blieben samt dem Volke tot auf dem Schlachtfeld. Abermals waren

die „Drei Grafschaften“ östlich der Enns wie auch das bairische Kernland westlich ungeräumt der Ausblutung ausgesetzt. Pannonien wurde ein ungarisches Kernland. Auch das Großmährische Reich fand nach nur 70jährigem Bestand (830 bis 900) sein Ende. Den Baiern gelangen zwar einige Siege — wie am Inn —, doch die Entscheidung fiel erst 955 vor den alten römischen Mauern von Augsburg auf dem Lechfelde. Dieser entscheidende Sieg Otto d. Großen erlaubte es dem bairischen Volke noch im selben Jahr, die Grenzen im Donautal wieder bis an die Traisen vorzuschieben. Schon 15 Jahre später wurde der Wienerwald überschritten und damit wieder panonisches Gebiet gewonnen. Abermals 20 Jahre später wurde die Fischa erreicht und zu Beginn des 11. Jahrhunderts die Leitha. Hier blieb die in der weiteren Geschichte heiß umkämpfte Grenze. Hainburg (Heunenburg) wurde laut Nürnberger Reichstagsbeschluß (1050) als östliche Grenzfestung an der Preßburger Pforte ausgebaut. Nun kamen als Siedler zu den Baiern auch Franken, sogar das nun an der Donau regierende Geschlecht der Babenberger entstammte nicht den Baiern.

Die große Mark Verona und Friaul waren an Baiern gekommen. 20 Jahre später wurde sie mit Kärnten verbunden und dieses von Baiern abhängig. Schließlich entstand um 1000 die Steiermark und die karantanische Mark, während das Gebiet östlich der Enns allmählich „Ostarrichi“ — Österreich — genannt wurde. Das heutige Oberösterreich, damals vor allem der Traungau, blieb nach wie vor bairisches Kernland. Noch Aventin sagt von Österreich: „Diß volk alles hat sein herkommen aus alten Baiern. Ir sprach, breuch und Sitten sein noch bairisch als alle alten brieft des bezeugen“ (Aventins stl. Werke 4/1 1882). Bis in die Tage Kaiser Maximilians I. (gest. 1519), war nicht feststellbar, ob Oberösterreich zu Baiern oder zu Österreich zu zählen sei. Geschlechter wie die Kuenringer griffen weit in das Waldviertel bis an die Grenze des böhmischen Raumes (Thaya). Trotz der Siedlungsfeindlichkeit des Mühlviertels überwand man den Böhmerwaldrücken und erreichte die Moldau. Die slavischen Stämme (Dudleber) waren nicht in den Wald eingedrungen. Die Böhmerwälder-Baiern jedoch rodeten aus „Wilder Wurzel“ auf jung-

fräulichem Boden. Niemandem wurde auch nur das kleinste Stück Land weggenommen. Der Nordwald im Mühlviertel wurde erst Jahrhunderte später bescheidenste Lebensbasis. Die Gründungsjahre der Kirchen zeigen deutlich den späten Landnahme-Prozeß.

Während die Eindeutschung Karantaniens nördlich der Draulinie — im großen gesehen — gelang, war nach 1000 eine solche bei den Magyaren bereits völlig ausgeschlossen, allein die Christianisierung war noch möglich. Sie wurde eine Großtat Passaus. Die Aktivität der Passauer Bischöfe, die ein Stephans-Patrozinium vertraten, zeigt sich neben unzähligen Pfarren auch im Wiener „Stephansdom“ und auch im Namen des ersten getauften ungarischen Fürsten Stephan, der vom Papst die Krone erhielt. Die Leistung Passaus wurde historisch durch den Hinweis auf das alte christliche Zentrum in Lorch zu untermauern versucht, wo 304 der heilige Florian den Märtyrertod erlitten hatte. Passau wollte sich als Nachfolger des Bistums Lorch gesehen wissen und konnte so Regensburg den Rang ablaufen. Der Aktivität Passaus entsprang eine Kraft, der wir es verdanken, daß der sich schon anzeigende Einbruch der Ostkirche nicht weiter nach Mitteleuropa ausgreifen konnte. Salzburg hatte alle Hände voll in Karantanien zu tun (Modestus). Die Friaulische Mark war schon längst christianisiert, sie blieb bis ins 15. Jahrhundert ein deutsch geführtes Land. Unsere Klöster hatten dort ihre Weinberge und deutscher Adel bis vor Triest (Duino) seine Schlösser. Dazu trug auch die Tatsache bei, daß die Erzbischöfe von Trient und die Patriarchen von Aquileia (Aglay) erst noch Deutsche waren. Der letzte Patriarch von Aquileia war Berthold von Andechs, der wie Kaiser Friedrich II. und Friedrich der Streitbare durch seinen Tod die große Zäsur unterstrich. Bis um 1250 hatten auch die Langobarden ihre Sprache bewahrt.

Die Slaven, die erst im 9. Jahrhundert in den böhmischen Raum kamen, blieben dort und wurden christianisiert, wenngleich Wolfgang von Regensburg Prag half, sich selbständig zu machen. Damit wurde eine Situation erreicht, die für die Gestaltung Europas weithin bestimmend war. Die Herrschaft des Deutschen Reiches war jedoch

von Anfang an in Böhmen, Mähren und Ungarn keineswegs leicht zu halten. Die Zeit der Möglichkeit, mit der Christianisierung auch eine Germanisierung durchzuführen, war endgültig vorbei. Die primärbairischen Siedler in Österreich verhinderten aber nicht nur die Vereinigung der Nord- und Südslaven, sie bildeten auch den zentralen Ausgangspunkt für ein Großreich, das schon aus seinem frühesten Werdegang befugt war, nicht nur die Fragen des Ostens zu kennen, sondern aus dieser (oft blutigen) Kenntnis die vielen Ostvölker innerhalb seiner Grenzen bei all ihrer Verschiedenheit zu führen und dies nicht nur unter Prinz Eugen, sondern noch bis Conrad von Hötzenberg.

DIE ZÜGE DER BAIERN (siehe Kartenskizze) **BIS ZUR ENDGÜLTIGEN LANDNAHME** finden zwischen 1200 v. Chr. bis 568 n. Chr. (Südtirol) statt. Als Neurer beginnen die Skythen aus dem Weichselraum gegen Osten zu ziehen (ca. 543). Vielleicht unter dem zunehmenden Druck der Nordgermanen, die seit mindestens 1200 v. Chr. vom Festland und der Insel Gotland herüberkamen. Etwa ab 800 v. Chr. kamen die Skiren, etwa ab 650 werden sie die Nachbarn der Goten. Etwa ab 300 v. Chr. ziehen die Bastarnen als erste der großen Gotenwanderungen los. Von der chinesischen Grenze kommt wieder ein „Skythenstamm“ (Rozolani) an das Schwarze Meer zurück, wo sie auf die dort schon seit 200 v. Chr. wohnhaft gewordenen Peukiner, wie jetzt die von der Ostsee gekommenen Bastarnen heißen (nach der Insel Peuke), stoßen. *Zihermayr* hat die Bajabucht als namengebend für Bayern angesehen. Von den schließlich drei Gruppen der Peukiner sollte sich die westliche im Laufe der Jahrhunderte als die bedeutendste erweisen. Sie ist für das Werden der Bayern die tragende Gruppe, die am weitesten wandert. Neben Völkern wie den Herulern möchte man sie geradezu als „sanft“ bezeichnen. Stets suchen sie mit den Nachbarn auszukommen, sowohl mit den Römern wie mit den Skythen. Dank ihrer realistischen Betrachtung der jeweiligen Lage haben sie sich als einziges ostgermanisches Volk durch alle Misere zu halten vermocht. Sie lernten nicht nur den Großteil Rumäniens kennen, sondern auch Ungarn, wo sie die Skiren als Nachbarn

hatten, und Serbien und Slavonien (Istrien). Unter ostgotischem Druck weichen sie endlich nach Pannonien aus. Die Verbindung mit den Langobarden wird so dichter als die mit den Skiren. 489 n. Chr. ist die Enns erreicht, in der weiteren Westwendung der Lech und nach 568 wird der Weg nach Südtirol aufgenommen und Bozen etwa um 600 n. Chr. bairisch. Im Laufe der fast 1800 Jahre finden auch einige Blutsvermischungen statt. Die slowakische Landnahme erklärt vielleicht das besondere Verhältnis der Bayern zum Eisen.

DER TASSILOKELCH IM STIFT KREMSMÜNSTER

Dieser Kelch (26, 28, 29–35), der im Auftrag Herzog Tassilos und seiner Gattin um 770 bis 780 (?) entstand, ist nicht der einzige Kelch dieses Jahrhunderts. Von keinem zweiten wurde jedoch der Grad seiner Auszier auch nur entfernt erreicht. Keiner gewann jenen hohen künstlerischen Rang, so daß es keine europäische Kunstgeschichte gibt, die ihn nicht abbilden oder doch rühmlich erwähnen würde. Er ist das stolzeste Beispiel der bairischen Frühzeit, einer Zeit, in der zwar die Völkerwanderung vorüber, die Kunst von ihr jedoch noch auf das stärkste bestimmt war. Was wir von Altbayern und Avarn erzählt haben, muß genügen, um uns erkennen zu lassen, daß Österreich nicht erst zur Zeit Prinz Eugens nach dem Osten geschaut hat, daß es vielmehr schon in seinen ersten Wurzeln im Osten verankert gewesen ist. Der eiserne Schmuck der Bayern in der Völkerwanderungszeit bzw. der der Landnahme wird – soweit er dem Tierstil II zugehört – bei seiner Aufhellung zu denselben Fragen und Problemen führen wie der Kelch selbst, denn er stellt innerhalb dieser Materie das reife Ende dar. Daß der Kelch Tassilos nicht nur aus der Betrachtung einer Kultur verständlich gemacht werden könnte und daß überdies auch vom Technischen her sehr viele Arbeitsgänge zusammenkommen, ist für ihn charakteristisch. Hier muß man lernen, über das rein Bairische hinaus auch in euro-asiatischen Perspektiven zu sehen. „In der Tat haben die Germanen durch ihre großen Wanderungen zur Ausbreitung der asiatischen Formen das Entscheidende beigetragen, sie sind ihre Träger. Schräg-

schnitt und Flechtband sind in den frühen Epochen dem germanischen Gebiet ebenso fremd wie den Römern und Kelten" (Baum, 5). Es wäre ein geistiges Fest geworden, wenn W. Worringer seine „Formprobleme der Gotik“ erweitert und den Tassilokelch mit in seine bedeutende Arbeit einbezogen hätte. In ihm allein hätte er alles gefunden, um seine Darstellung zu belegen (25). Außer jedem Zweifel ist die Problematik des Tassilokelches, wie der „Landeskirche“, nicht weniger kompliziert als die Frage nach der Herkunft der Baiern. Je nach der Herkunft der Forscher fehlt es nicht an Widersprüchen. Allein Salzburg als Entstehungsort scheint gesichert. Eine endgültige Entscheidung liegt noch nicht vor, trotz großartiger formkundlicher Untersuchungen besonders skandinavischer Forscher und G. Haseloffs (26).

Wenn es darum geht, den bairischen Kampf gegen die fränkische Zentralisation zu zeigen, ihre Absetzung von der „karolingischen Renaissance“, auf die sich Karl stützt, wenn es gilt, seine Nachfolge des römischen Imperiums sichtbar zu unterstreichen, ist die Betrachtung des Kelches nicht zu überbieten, denn der Tassilokelch ist als ein einmaliges Stück bairischer Oppositionskunst zu sehen. In ihm wird gleichsam die Wurzel des bairischen Freiheitswillens bzw. des bairischen Separatismus bis in die Gegenwart sichtbar. Kaum ein zweites Beispiel kann uns die abendländische Kunstgeschichte bieten, in dem dies so deutlich ausgesprochen zur Geltung kommt. Virgilius' Einfluß wird hier nicht zu übersehen sein.

Der 25,5 cm hohe Kelch ist aus Kupfer und ist deshalb der Einschmelzung in der Aufklärungszeit entgangen. Er wurde durch Tassilo (oder seinen Sohn Theoto?) dem ältesten Rodungskloster der Ostmark, seinem geliebten Kremsmünster, geschenkt. Er zeigt am Fuße die Inschrift in leonischem Vers:

TASSILO DVX FORTIS
LIVTPIRC VIRGA REGALIS

Welch ein trotziges Selbstbewußtsein zehn Jahre vor seinem Ende, welch ein von Virgilius gestützter geheimer Widerstand Tassilos gegen Karl, nicht weniger auch seiner Frau, die ihm 769 angetraut worden war!

Von allen Kelchen seiner Zeit ist für uns der aus dem List-Museum in Odenburg mit Abstand der interessanteste. In jeder Beziehung ärmer, ist er doch als Bruder des Tassilokelches anzusprechen. Er bringt einen Namen, der der des Goldschmiedes sein könnte; es ist ein germanischer Name: Cundpald. Der Kelch soll einem Missionar-Bischof gehört haben, in dessen Grab er gefunden wurde. Der Bischof hieß Theoderich, so fällt der Name einem bairischen Meister zu, der die Arbeit gegen 800 schuf (wie zu lesen ist: fecit). Der obere und untere Rand ist mit einem Bandwerk ausgeziert, einem Flechtwerk, an das in Abständen zweiteilige „Bandknoten“ angesetzt sind. Das Flechtwerk steht zu dem heimischen Tierstil in keinerlei Bezug, doch findet sich auch hier die Perlenkette zwischen Cuppa und Nodus, die sich wörtlich in Kremsmünster wiederholt, dort sogar als besondere Kunsthandwerksleistung — drehbar! Daß sich bei so wenigen Beispielen ein Motiv so auffallend wiederholt, erlaubt wohl die Überlegung, ob wir hier nicht einen Reisekelch aus der Werkstatt des Tassilokelchmeisters vor uns haben. Haseloffs Beweisführung (26) für Salzburg als Ort der Entstehung wäre auch für den Odenburger Kelch durchaus glaubbar. Allerdings müßte dieser Meisternamen die Annahmen eines „irischen“ Künstlers für den Tassilokelch zweifellos zurückdrängen und noch problematischer machen.

Den Tassilokelch ergänzen zwei Leuchter, deren zeitliche Einreihung großen Schwankungen unterliegt. Nur einige Forscher stellen sie mit dem Kelch zusammen. Sie waren — wie Stollenmayer nachweisen will — ursprünglich der Ahnenstab, das Szepter des Herzogs (27), das man, um es vor Karls Zugriff zu retten, in diese Leuchter-Form gebracht habe. Die ergänzten Füße sind viel älter und von „skythischer Wirkung“ (die Baiern kamen aus der Provinz Skythia!), Hier an „Löwen“ zu glauben, fällt schwer; der Vergleich mit Echsen und mit einem Krötenkopf trifft besser zu und ist charakteristischer.

Die Formensprache des Kelches ist erregend, Erinnerungen an die Wanderungen der Baiern haben sich in ihm niedergeschlagen, in ihm ist die geistige Herkunft des Baiernvolkes zu grandioser Einheit verbunden. Es überrascht uns also nicht,

wenn die Buchstaben bei den Heiligen griechisch sind und Christi Hand auf griechische Weise segnet. Als sich Bock vor 119 Jahren zum erstenmal mit dem Kelch beschäftigte, konnte er sich dem „orientalischen“ Zusammenhang nicht entziehen und brachte einen Vergleich mit einem Detail der Schwertscheide Harun al Raschids — des Geschenkes des großen Kalifen an Karl den Großen (28). Seit auch durch skandinavische Forscher das Koptische in seiner Verbindung mit dem germanischen Bereich stärker in unser Bewußtsein gerückt wurde, kann man in diesen Formen des Kelches nicht mehr nur insulare (englische oder irische) oder allein kontinental-europäische Elemente sehen.

Ziehen wir den Kelch in detaillierte Betrachtung: Das Maß seiner klassischen Proportionen in seinen Teilen wurde wiederholt mathematisch vermessen und seine Gesetzmäßigkeit herausgestellt. Wir dürfen feststellen, daß seine Form in der römischen Tradition, in der Mittelmeerkunst, in ihren klassischen Maßen wurzelt. (Die Großbuchstaben der Beschriftung könnte man hier ebenso anführen.)

Der Kelch ist ein Guß, bei dem die Ovale für die Köpfe ausgenommen sind. Die rassige Kerbschnitt-Technik ließ sich noch nach dem Guß nachschneiden. Wir kennen den Kerbschnitt von den Gürteln der römischen Soldaten aus unzähligen Beispielen. Bei der Bevölkerung Pannoniens stand diese Technik auch bei Nichtrömern noch lange weiter in Verwendung. Man hätte sie also beim Durchmarsch in die Slowakei leicht aufgreifen können. Damit sind Griechenland (Byzanz) und Rom mit ihrem Einfluß im Ornamentalen erschöpft.

Doch auch der Zirkelschlag auf den Rhombenfeldern war sowohl den Römern wie auch den Avaren bekannt — ganz im Gegensatz zu den Bewohnern Englands, zu denen dieses Muster nie gekommen ist. (Dieses Muster stammt aus dem Byzantinisch-Arabischen.) In diesen Rhombenfeldern sehen wir (Edelsteine oder) Glasflüsse eingesetzt. Sie sind im Laufe der Jahrhunderte z. T. verlorengegangen, haben sich jedoch auf dem Odenburger Kelch ursprünglich gleichfalls befunden. Das ist keine Eigenheit der Werkstätte allein, sondern ein Rückgreifen auf die Zeit, als die Ostgermanen in der Ebene saßen.

Dieser „Farbschmuck“ ist schon am Schmuck hunnischer Fürsten in ungarischen Brandgräbern gefunden worden. Der indische Almandin kam auf der großen Karawanenstraße von Indien als sehr beliebter Import, weil er die notwendige Ergänzung zum Gold, das die Königswürde symbolisiert (Symbol des göttlichen Lichtes), bildete. Dies galt auch in vollem Umfang in Byzanz, ja dort entstand das Vorbild. Man muß also nicht unbedingt Zibermayr folgen, doch bringt er die einleuchtendste Erklärung. Ob nun Smaragde, Rubine, Saphire und Bergkristalle am Kelch verwendet wurden, oder nur Glasflüsse, das entscheidet nicht die Frage nach der Anregung. Freilich hat es farbige Steineinlagen auch im Iran gegeben, sie verbanden sich mit der antiken Metalltradition. Der „Farbschmuck“ ist jedoch bei den Germanen so beliebt geworden, daß man am ehesten das Richtige trifft, wenn man hier an die Übernahme ostgermanischer Vorbilder denkt. In der allgemeinen Auffassung reihte sich: Irischer — angelsächsischer — „Nordsee-Kreis“ — vorsyrische Künstler in Nordengland — wie vor südsandinavischen, avarischen und byzantinischen (ostmediterranen Kreis) (Haseloff).

Wenden wir uns nun dem „Leistenwerk“ zu, jenen Umrahmungen, die dazu bestimmt sind, die später eingesetzten Bilder Christi und der Heiligen gleichsam wie Fensterrahmen zu umgeben, sie so zu unterstreichen, jedoch auch zu isolieren — nicht anders als der Zaun um die Krippe, die wir ihn auf langobardischen Reliefs sehen (Cividale, Zara). Dabei wird in germanischer Vorstellung der Zaun von dem heiligen Bild so wie das Bild vom Zaun in seiner Heiligkeit gesteigert (27). Zwar ist das Leistenwerk in seinem Bandwerk reich verflochten, trotzdem stammt es aus dem östlichen Mittelmeer (Syrien) und wurde über die spätantike Folklore den bisher in Holz denkenden Germanen bekannt. Arbeiten langobardischer Steinmetze kennen wir gerade in unseren Alpen (nach neuerer Forschung auch wesentlich nördlicher) in zahlreichen Beispielen. Die reiche Verflechtung muß jedoch noch lange kein Beweis für eine nordische Grundhaltung sein. Flechten und Flechten sind — wie wir zu zeigen haben — eben nicht das gleiche! So sehen wir in Nordspanien etwa in S. Domingo

de Silos maurisch beeinflusste Kapitäl, die wie ein Korb geflochten sind. Aus diesen Flechtformen Verbindungen mit den Wisigoten herzustellen, würde jedoch einen völligen Irrtum bedeuten.

Den Perlenring mit seinen einzeln beweglichen Perlen haben wir schon erwähnt. Die Kopie des Tassilokelches mußte auf diese Ausbildung des Ringes verzichten! Sein Vorbild wird schon aus technischen Gründen schwer zu finden sein; hat er ein Vorbild? Es ist noch keines bekannt. (Ödenburg bildet die einzige bekannte Parallele.)

Wenn bei dem nun folgenden Ausziertyp, der 31mal vorkommt, von „Greifen“ gesprochen wird, so ist diese Bezeichnung zweifellos aus dem avarischen Bereich übernommen. Die Avaren haben solche und unzählige Variationen von Lebensbaumformen, Greifen usw. in Bronze gegossen, doch der Begriff „Greif“ ist für die nun erfolgten Umformungen im Sinne des Tierstiles II hier nicht richtig verwendet, wurde doch aus dem Sinnbild der Macht, wie wir es schon aus den vielen Funden des 7. Jahrhunderts sehen können, hier etwas völlig anderes. Aus der Geschlossenheit der Form wurde nämlich das gerade Gegenteil, durch althergebrachte Abstraktion ein unverständliches Spiel der Linien, eine völlige Umschmelzung nach Wunsch und Vorstellungen des eigenen Geschmacks. Doch auch dies kam als ferne Anregung aus dem Osten. Germanische und irische Kunst ließen dies freilich fast vergessen, weil wir im 8. Jahrhundert in einer ausgesprochen dem Einfluß irischer Mönche entstehenden Kunstprovinz stehen. In Salzburg fungierte Virgilius (gest. 784), der das Entstehen des Kelches gesehen haben könnte.

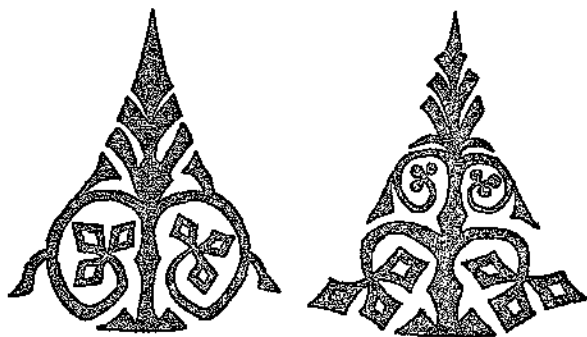
Auch die Tierfiguren in den Zwickeln, als „Hunde“ bezeichnet, mit zurückgewendeten Köpfen in zwei Typen sind zweifellos erst hier in der endgültigen Heimat entstanden. Wirklich nordisches „Flechten“ lag der klassischen Mittelmeerwelt völlig fern! Diese Tierleiber gehören keineswegs zu den zweigeteilten, sondern durchstoßen oder verflechten sich selbst. Das ist nun der große Unterschied: können auch Tierleiber fast bandhaft schmal werden, so bleiben diese Tierleiber mit einem geheimnisvollen Leben er-

füllt, das selbst noch in romanischen Kapitälern viel später auftauchen kann.

Wir haben jedoch nicht nur das Tiergewürm reichlich auf dem Kelch, sondern auch pflanzliche Motive. Ist auch Haseloffs Darstellung des Tierstiles und seine Verbindung mit dem Irisch-germanischen nicht anzutasten, so haben wir noch zusätzlich eine Reihe von Pflanzenornamenten zwischen den Feldern mit Tiergefüllsel. Sie bilden neben den mühsam zu entwirrenden Tierleibern geradezu eine Erholung. Befreit atmet der auf, der in der Mittelmeerkunst — besser gesagt nur in der Mittelmeerkunst — sehen gelernt hat. War schon das Rankenornament der Avaren der „bulgarischen“ Gruppe ein ausgesprochen hellenistisches Erbe, so ist es dies — oder unter diesem Einfluß oder dem hellenistischen der Sassaniden Persiens — nicht weniger. Die Vermittlung über die Nachbarn bietet sich am glaubhaftesten an. Das jedoch heißt: neben dem „Nordischen“ stünde nun das „Mediterrane“! Also eine neuerliche großartige Erweiterung, aber auch eine neue Schwierigkeit! Hier gehen die Meinungen am weitesten auseinander. Stollenmayer unterbaut auch mit den Pflanzen seine „England-These“, fährt also auf dem ausgefahrenen Geleise weiter und kann sich dabei auf W. v. Jennys Arbeiten über die Kelten wie die Germanen stützen (30). Aber wieder ist es so: „Flechten“ ist nicht „Flechten“, — „Pflanze“ nicht dasselbe wie „Pflanze“. Haseloff (26, Seite 55) wird hier auffallend vorsichtig, wenn er erkennt, „daß die Ornamente vegetabilen Charakters am Kelch ganz für sich allein stehen — daß diese Erscheinung nicht ganz leicht zu erklären sei“. Die Weinrankenornamentik macht es dem besten Erforscher des Kelches schwer, die kontinentale Entstehung mit dem Kelch zu vereinen, doch wagt er nicht von der eingelaufenen England-Theorie ganz abzurücken, steht auch für ihn als Ort der Entstehung Salzburg außer Zweifel. Sie scheinen ihm bei der Gesamtbetrachtung des Kelches zurücktreten zu müssen.

Um was geht es eigentlich? Da sind: Palmetten, kleine Spiralsprossen und große Lebensbaummuster, zum Teil als „Weinstock“ (natürlich abstrahiert und nicht naturalistisch). Sie stehen zwischen den erwähnten „Greifen“ (oder Drachen) und den sich rückwendenden „Hunden“.

Zwei so verschiedene Ausdrucksformen lassen sich nicht in einen Topf zusammenwerfen, auch wenn sie zum Schmuck eines einzigen Kelches verwendet werden! Diese Pflanzen und der Tierstil II sind nicht vereinbar, kommen aus völlig polaren Kunstbereichen: einmal bis ins Unheimliche gesteigerte Verflechtung aus irisch-germani-



Weinstock-Darstellungen von den Zwickeln der Cuppa

scher Schau, hier eine völlig klare, geradezu klassische Lesbarkeit! Beides in vergoldetem Kerbschnitt. Wenn man schon das Zirkelschlagmuster, das bis Innerasien hinein Anwendung gefunden hat, als avarisch erkennt (A. Alföldi, 30), warum sollte man nicht — was näher läge! — die Weinranken-Lebensbaum-Schicksalsbaum-Motive als aus dem Sassanidisch-Persischen kommend ansprechen? Der bulgarische Schatzfund im Wiener Kunsthistorischen Museum bringt noch viel später in den Zwickeln seiner Becher Pflanzenmotive, wenn auch nicht mehr in herrlichem Kerbschnitt. (Es ist der letzte Ausklang spätrömischen Naturalismus, der eben hier zum Niederschlag kommt.)

Wenn man mit Recht das Cutbrecht-Evangeliar zum Vergleich mit den Figuren herangezogen hat — wie wäre es, wenn man auch die Herzmusterranken betrachten würde? Daß sie keine „Efeublätter“ sind, macht schon die Bemalung deutlich. „Herzmuster“ sind jedoch avarische Formen.

So interessant das bisher betrachtete Material war, die eingelegten Heiligenbildnisse — zum Teil mit ihren Attributen — waren kein geringeres Anliegen. Schon ihre Zusammenstellung ist für den Religionsgeschichtler aufschlußreich; auch mit dem Hause der bairischen Her-

zöge hat man sie zu verbinden versucht. Wer die Fresken in St. Proculus zu Naturns im Vintschgau kennt, ist an diese frühesten menschlichen Darstellungen am Kelche erinnert. Sie sind wirklich etwas Neues! Die Gesichter sind noch kindernah reduziert, von rührender Unbeholfenheit. Aus weit geöffneten Augen sehen sie uns an, mit großen Händen stehen die Evangelisten neben ihren Attributieren. Nicht ganz leicht kann man Maria unter den Männern — unter Theodor, Megalomartyr, Tiburius, Johannes und den Evangelisten — herausfinden. Ob diese Benennung richtig ist, steht nicht fest. Die in Byzanz längst entwickelte Tauschierung und Niellotechnik als neu erworbenes technisches Können verbindet sich mit der Jugend der Seele, die hier erst stammelnd-expressiv zu sprechen beginnt, nicht nur in einem Christus mit segnenden Händen, mit in — Flechtwerk — verflochtenen Fingern aus nordischer Schau, wenn auch im byzantinischen Segensgestus. Ergreifende Ausdruckskunst vor 1200 Jahren, die erste Christusdarstellung auf deutschem Boden, der erst in Jelling auf einem großen Runenstein ein stehender, von Ranken umfangener Christus in weiterem Abstand (935) folgt. Der Granit ist in Blau, Rot und Gelb, die Darstellung unterstreichend, bemalt. („Harald Blauzahn hat ihn seinem Vater Gorm und seiner Mutter Türa, die den Stamm zum Christentum gebracht hat“, gesetzt.)

Mit seltsam still-beschwörendem Blick, nicht von jedem verstanden, ist unser Christus ein Vertreter des sanften Gesetzes inmitten der verwirrenden Gefüllsel kontinentaler irisch-germanischer Tierkunst der sich eng verschlingenden heidnischen Welt, die noch aus dem Feuerzauber kommt. Wie durch ein Fenster scheint er sich uns zuzuwenden. Noch ist germanische Unruhe und Glut nicht verloschen, der Heiland aber segnet schon seine Neugewonnenen. Nordische und christliche Welt verbinden sich nun erstmalig zu einer Einheit.

Die Kunst Deutschlands steht im 8. Jahrhundert in einer „dunklen Zeit“. Seit dem 4. Jahrhundert n. Chr. hat sich die römische Kunst von der Klassik abgewandt. Ab dem 5. Jahrhundert entwickelt sich die germanische Kunst. Ihre Paten sind der Orient (bis China und besonders Syrien), das verarmende Rom und die Kelten.

Durch die alte Kaiserzeit besitzt der germanische Hochadel eine germanische Kultur. Dazu kommt das Koptische in die Kunst. Die Germanen bringen die Spannkraft, Lebensfülle, Eleganz und eine besonders starke Phantasiefülle, die sie anticlassisch macht, eine nervöse Unruhe von ganz eigenartiger Wirkung bestimmt sie. Von Zierlichkeit und Eleganz reicht das ungeheure Feld bis zu „innengewandter Mystik“ (Homquist). Die Rebestiere in ihrer Lebensfülle mit ihrer charakteristischen Körperverdrehung fast stets unsymmetrisch bilden die Tierornamentik. Ein Wirrwarr der Tiere in bizarrer Pracht — in fünf Stilvarianten — sind in der Welt einmalig geblieben. Hier im Kelch auch noch die Entwicklung aus christlich-keltischem Stil in der Figurendarstellung. In der Ornamentik surrealistische ornamentale Flächenbetonung, der keltischen Kunst nicht unverwandt, doch völlig abgesetzt von den Skythen, die realistisch, wenn auch stilisierend die Plastik betonen.

In der Tierornamentik, in den Randtieren mit ihrer sprudelnden Phantasie, mit dem unversiegliehen Ideenreichtum, mit Variationen bis zur gebrochenen Harmonie weder mit dem keltischen Realismus der Trompetenmeister, der Spiralmotive, der Fischblasen, die in unserer Späten Gotik so stülherrschend wird, vergleichbar. Ohne Korallenmuster, doch mit vor Unheil schützenden Glasperlen. Trotzdem ist die Tierornamentik in Nordengland auch ihrerseits aus Angelsächsischem, Keltisch-Irischem wie Römischen gemischt. Aus diesen knappen Andeutungen wird ersichtlich, wie stark die Verflechtung der abendländischen Kunst war und wie verständlich es ist, daß man für das frühe Abendland auf viele Fragen noch keine entscheidende Antwort zu geben vermag. Daß es jedoch nicht die englische Komponente allein ist, die den Tassilokelch bestimmt, bleibt außer Zweifel.

Das synkretische Gepräge der Wikingerzeit nimmt hier ihren Anfang.

Zu den Abbildungen:

Die Klischees für das Farbbild und die beiden Kunstdrucktafeln stammen nach Aufnahmen von Dr. E. Widder aus dem Buch „Kremsmünster — 1200 Jahre Benediktinerstift“, erschienen 1976 im OÖ. Landesverlag Linz. Das *Marienbild* auf der niellierten Silberplatte am Fußteil des Kelches ist das älteste nördlich

der Alpen. Die Buchstaben M und T bedeuten Maria und Theotokos. Maria weist mit der überdimensionierten Hand auf die Randinschrift: (LIVTPI)RC.VIRG(A). H. Arbmänn (36, Seite 123) sieht in diesen ovalen Feldern, die einander tangieren, Mottos aus orientalischer Kunst, die wahrscheinlich auf Gewebe zurückgehen. Die Verbindung mit Byzanz wird möglich, wenn wir uns erinnern, daß wir in der Zeit des byzantinischen Bildersturmes stehen. Die Datierung um 764 — 769 (?) für den Hochzeitskelch macht diese Annahme möglich. Die stolze Haltung der langobardischen Königstochter „des königlichen Reises“, ihre bewußte Stellung gegen die karolingisch-fränkische Verwandtschaft, die sie auf Grund der älteren Herrschaft als Emporkömmling empfindet, wird daraus deutlich. Maria wird zu einem Vorbild der Meditation.

Abbildung 2 zeigt den Evangelisten *Lukas* mit seinem Symbol, dem Stier. Der Kopf des Evangelisten ist in derselben Linienführung wie der Mariens gebaut, doch welch ein Unterschied! Der Stier ist eng an den Evangelisten geschmiegt. Die Gruppe ist nicht leicht zu lesen. In der Randleiste wird zwischen zwei symmetrisch aufgebauten Lebensräumen in einem Halbkreis eines der Tiere sichtbar, die man als „Hunde“ zu bezeichnen sich angewöhnt hat. Der Kopf mit heraushängender Zunge ist hinaufgewölbt im linken Teil zu sehen. Ob diese Tierfigur oder die größeren in den Zwickeln der Kuppel, sie stehen alle unter demselben „Gesetz der Verflechtung“. Der Kelch verbindet so Ost und Nord; früher hat man West-Süd vorgezogen. Die Awaren waren die Vermittler, ohne selbst die Form in ihre Kunst aufgenommen zu haben. Mit ihrem Tierstil II sind sie als Vorläufer des Tassilokelches und jener Formsprache, die bei ihm als germanisch gilt, anzusprechen. Das ist nicht vom Süden aufgenommene Oberflächenverzierung, der Tierstil ist vielmehr die Verkörperung des lebendigen Mythos. In der Bronzezeit war es vorwiegend die Spirale, nun sind die Drachen (hier auch Hunde genannt) an ihre Stelle getreten. Das Flechtwerk der Bildumrahmungen ist hingegen in einer ruhigen (un-germanischen) Form durchflochten.

Schon 1922 hat W. Worringer (25) erkannt, daß die germanische Kunst in dem „Multiplikationscharakter“ eine nach innen gewandte Kunst ist,

in welcher der Künstler auszudrücken sucht, was in ihm vorgeht und nicht, was um ihn herum geschieht. Diese Einstellung äußert sich besonders konsequent in der Tier- und „dynamischen“ Flechtbandornamentik. Wir stehen in der Wiedergabe der Wirklichkeit vor Ausgeburten linearer Phantasie! Diese gesteigerte Bewegtheit führt zu unvergleichlicher Ausdruckswucht. Von hier aus gesehen, verbietet sich jeder Vergleich mit der Pflanzenornamentik, die am Tassilokelch dargestellt ist, und dem Wesen dieser nordischen Tierornamentik! So kommt es zu keinem internationalen Lebensstil, sondern er bleibt dem damals germanisch beherrschten Europa vorbehalten. Diese „Hunde“, die mit Pfoten (nur zweifüßig), Schwanz und Zunge ein Geflecht bilden, sind nicht zur Inselkunst gehörig, ihre eigenwillige und reiche Abwandlung der Zeichnung und Linienführung ist typisch germanisch. Sie kommt aus der kraftvollen, dynamischen Unordnung, die in unseren Riemenzungen der hohen Lösung im Tassilokelch vorausgeht. Es ist ein Spiel mit Naturerinnerungen innerhalb dieser abstrakten Linienkunst ohne jede der Naturbeobachtung eigene Absicht zur Deutlichkeit. Nur das geübte Auge sieht über das Flechtwerk hinaus Reste von Tierbildern. (Paolo Venzoni weist auf den dänischen Krug aus Fejo).

Aufregender wird die Lage, wenn wir überdenken, daß auch die „nordische Tierkunst“ schon ihre Vorläufer im Osten hat. Käme der Kelch aus dem Nordenglischen, wäre es dann die „zweite“ Heimat, in der unser Formduktus wurzelt.

Erste bildliche Darstellung des überweltlichen Bereiches mit weit geöffneten Augen, Linienführung von Brauen, Nase und Mund, geschaffen aus dem vitalen Urgesunden wie aus der starken inneren Gläubigkeit dieses Donauvolkes, das in einer glücklichen Pause endlich Zeit hat, in sich hineinzuhorchen, so steigt der Kelch zu einem Wunder auf. Der Kelch ist in seinen einzelnen Teilen nicht vergleichlos, in der Gesamtdarstellung jedoch nicht nur in seiner künstlerischen wie technischen Leistung von einsamer Vollendung.

Die *Gesamtaufnahme* (siehe Farbbild) mit dem Blick auf den Segnenden gibt uns noch einmal Gelegenheit, alles zusammenzufassen. Der

25,5 cm hohe Kelch bringt die früheste Christusbildung im südgermanischen Raum als Majestas Domini. Die Darstellung des Erlösers auf einem dänischen Runenstein in Jellinge folgt erst 935 n. Chr. Der Goldglanz im Bilde übertreibt, führt jedoch in die ursprüngliche Wirkung zurück. Über das „Leistenwerk“, das die Bilder umgibt, wurde schon gesagt, daß es mit nordischer Dynamik nichts zu tun hat. Alle Zwickelfüllungen hingegen sind germanisches Flechtwerk. Die pflanzlichen Muster in Lebensbaumform sind auf strenger Symmetrie aufgebaut und weisen so in das „Sassanidische“. Diese „Weinstock-Muster“ sind ein unverwundliches Symbol für den Opfertod Christi. Nirgends findet eine Verflechtung statt (siehe Textbild). Wie heute der Entstehungsort des Kelches mit Salzburg festzustehen scheint, so werden sich auch die Stimmen derer mehren, die die Pflanzenmotive aus dem nordischen „Flechtbereich“ herausstellen und mit dem Mittelmeerraum, mit dem sassanidischen, mit dem Persischen oder auch mit dem antiken Formbereich verbinden werden.

Das Zirkelschlagmuster unter dem Ring muß als verlorener, unverbindbarer Fremdkörper auffallen. Wenn überhaupt, kann es nur von den Ostgoten in die Kunstsprache aufgenommen worden sein. Einige Steine weisen noch auf die ursprüngliche Ausschmückung hin. Dies alles mag uns für die Kunst des Baiernstammes nicht überraschen. Freilich fällt es schwer, den Namen des germanischen Goldschmiedes aus dem Ödenburger Stück auch für Kremsmünster heranzuziehen. Der Kreuznimbus über dem Haupte erhöht die erhabene Ruhe des Erlösers.

1200 Jahre durch gute und schlechte Tage hütete Kremsmünster den Kelch als vornehmsten Schatz, als unvergleichliches Dokument seiner Herkunft und seines ehrwürdigen Alters. Mit ihm treten wir über die Schwelle des Mythos vor den zum erstenmal segnenden Christus in unserer Heimat. Dafür dankt das Land.

LITERATURVERZEICHNIS:

- (1) Roth Hans: Reallexikon der germanischen Altertumskunde, Bd. I, 5. Lieferung.
- Reitinger Josef: Oberösterreich in ur- und frühgeschichtlicher Zeit, Linz 1960.
- Riezler Siegmund: Geschichte Bayerns, München 1927.

- Salin B.: Das altgermanische Tierornament, Neudruck 1935.
- (2) Feichtner Max: Skythenforschung, mehrbändiges Manuskript, Skizze der bairischen Landnahme, 1972.
 - (3) Ploetz Karl: 27. Auflage: Peukner, S. 231 und S. 374.
 - (4) Zeiß Hans: Von den Anfängen des Bayernstammes, Bayr. Vor-Geschichtsblätter 13, 1936.
Zeuß Kaspar: Die Deutschen und die Nachbarstämme, Neudruck 1925 (1837).
 - (5) Baum Julius: Malerei und Plastik des Mittelalters, Potsdam 1930.
Benninger Eduard: Germanischer Grenzkampf in der Ostmark, Wien 1939.
 - (6) Wolfram Herwig: Das Fürstentum Tassilo III., Salzburg 1968.
 - (7) Westermann-Verlag: Atlas zur Weltgeschichte, Teil I und II. Teil, Berlin 1956.
Wiesner Josef: Euroasiatische Kunst der Steppengebiete und Waldgebiete, Frankfurt/M. 1963.
 - (8) v. Jenny Wilhelm: Die Kunst der Germanen im frühen Mittelalter, Berlin 1940.
 - (9) Stroh Franz: Baiern — Markomannen? Der Heimatgau 2, Linz 1940.
Strzygowski Josef: Altai — Iran, Leipzig 1917.
detto: Heidnisches und Christliches, Leipzig 1926.
Tumler Franz: Das Land Südtirol, München 1972.
 - (10) Pritz Franz Xaver: Geschichte des Landes ob der Enns, Von der ältesten bairischen Zeit, Linz 1846/7.
 - (11) Grimm Jakob: Baiern ostgermanische Skiren, 1848.
Hareiter Franz: Die Karolingische-vorromanische Bildnerei in Österreich, Wien 1937.
 - (12) v. Geramb Viktor: Bairische Zusammenhänge mit den Ostgoten, Graz 1917.
Ginhart Karl: Die Kunst in Österreich, Band II, Wien 1938.
Griesmaier Viktor: Das romanische Kunstgewerbe in Österreich, Wien 1937.
 - (13) Klebel Ernst: Langobarden, Bajuwaren, Slawen, Mit d. antr. Ges., 9. Band, Wien 1939.
 - (14) Kranzmayer Eberhard: Die Namen der Wochentage in der Mundart in Bayern und Österreich, Wien 1931.
 - (15) Schmeller Andreas: Bayrisches Wörterbuch, I. Bd., München 1872.
 - (16) Weinhold Karl: Bayrische Grammatik, Berlin 1967.
 - (17) Kramert Klemens - Winter E. K.: St. Severin, der Heilige zwischen Ost und West, Klosterneuburg 1956.
 - (18) Zöllner Erich: Geschichte Österreichs, Wien 1961 (mehrere Auflagen).
 - (19) Zibermayr Ignaz: Noricum Baiern Österreich, München, seit 1944 mehrere Auflagen.
 - (20) Hoops Johannes: Reallexikon der germanischen Altertumskunde 2 (1913—1915).
 - (21) Schmidt Ludwig: Die Ostgermanen, Geschichte der deutschen Stämme, München 1941.
Spindler Max: Bayrische Geschichte, 1. Teil, das alte Bayern — das Stammherzogtum bis zum Anfang des 12. Jahrhunderts, München 1967.
 - (22) Popelka Fritz: Die Streitfrage über die Herkunft der Baiern, Graz 1952.
 - (23) László Gyula: Steppenvölker und Germanen, Wien 1970.
 - (24) Benninger Eduard und Kloiber Amilian: Oberösterreichische Bodenfunde aus bairischer und frühdeutscher Zeit, Jb. d. ö. Musealvereines 107, Linz 1962.
 - (25) Kaufmann Sepp: Die Peukner und ihre Schicksale im Donauraum, Salzburg 1963.
Worringer Wilhelm: Formprobleme der Gotik, München 1922.
Ladenbauer-Orel: Das bayrische Gräberfeld, Linz 1960.
 - (26) Haseloff Günther: Der Tassilokelch, München 1951 (mit ausführlicher Literaturangabe).
Heuwieser Max: Regensburg im Frühmittelalter, Band 6.
 - (27) Stollenmayer Pankraz: Der Tassilokelch, Professoren-schrift der Benediktiner zu Kremsmünster, 1949.
detto: Tassiloleuchter — Tassilozepter, Kremsmünster 1959.
detto: Zur Thematik des Tassilokelches, Alte und moderne Kunst 7/8, Wien 1958.
Stollenmayer-Widder: Der Kelch des Herzogs Tassilo, Rosenheim 1976.
 - (28) Bock Franz: Der Tassilokelch nebst Leuchter zu Kremsmünster, Mitt. d. Central-Commission, Bd. 1857.
detto: Frühkarolingische Kirchengewerbe des Stiftes Kremsmünster, ebd.: 1859.
Bott Hans: Baiwarischer Schmuck der Agilulfringerzeit, München 1952.
 - (29) Kastner Otfried: Der Tassilokelch, Linz 1948.
detto: Die Krippe, Linz 1964.
 - (30) Alföldi A.: Eine avarische Gürtelgarnitur aus Kaszthely, Wien 1948.
Aventin: Sämtliche Werke, 1882.
v. Jenny Wilhelm: Die Kunst der Germanen im frühen Mittelalter, Berlin 1940.
 - (31) Lipinsky A.: Der Theodolindenschatz im Dom zu Monza, Kelch von Petőhaza (Ödenburg), Münster 1960.
Mitscha-Märheim - Winkler Herbert: Jahrhunderte goldene Spuren, Wien 1963.
 - (32) Schaffran Emmerich: Tassilokelch und Tassiloleuchter in Kremsmünster, Christl. Kunstblätter, Linz 1940.
 - (33) Bauerreiß P. H.: Der Tassilokelch von Kremsmünster und seine Inschriften, Benediktiner-Orden, Band 50 (1932).

- (34) *Holter Kurt*: Kremsmünster, Wels 1947.
detto: Der Tassilokelch in Kremsmünster, Wien 1963.
- (35) *Werner Joachim*: Beiträge zur Tierornamentik des Tassilokelches und verwandter Denkmäler, in Germania, 1959.
- (36) *Arbman Holger*: Schweden und das karolingische Reich, Stockholm 1937.
- (37) *Fischer Heinz*: als die bajuwaren kamen, Landsberg a. L. 1971.
- (38) *Reindel Kurt*: Bayern im Mittelalter, München 1970.
- Bayern: mit y wird politisch gebraucht.
 Baiern: mit i in der Regel bei volkstümlicher Sicht.



Abb. 1: Bildnis der Muttergottes, M(aria) T(heotokos), am Fuß des Tassilokelches (siehe S. 141 f.)

Zu: *Kastner, Herkunft der Baiern und der Tassilokelch*

Aufn.: Dr. E. Widder, Linz



Abb. 2: Der Evangelist Lukas mit dem Stier, Bild auf der Cuppa des Tassilokelches im Stift Kremsmünster.



Tassilokelch im Stift Kremsmünster; Christusdarstellung auf der niellierten Silberplatte:
I(esus), S(alvator), A(lpha) — O(mega). Höhe des Kelches 25,5 cm.
Aufn.: Dr. Widder, Linz